This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

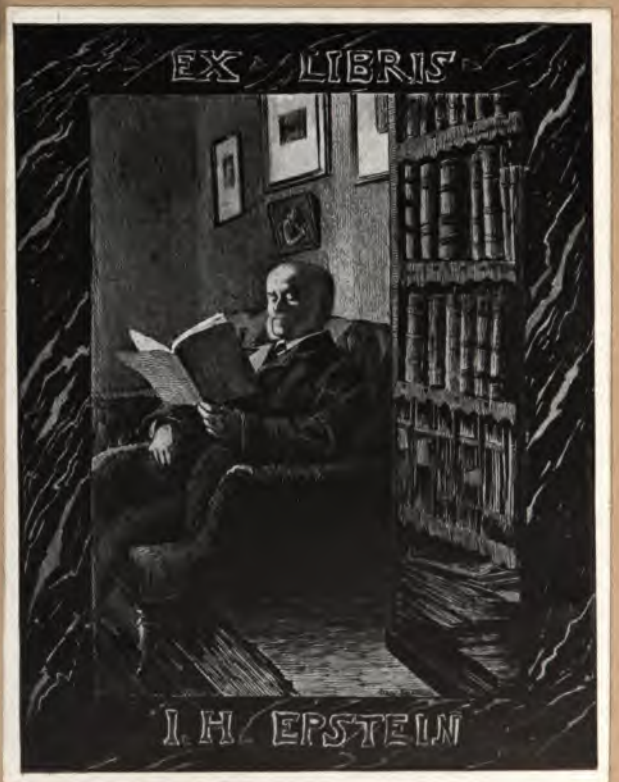
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


EX LIBRIS
I. H. EPSTEIN

3866

[illegible] fatal
[illegible] affair
with a 20 year old
[illegible] whom
[illegible] as a fatal [illegible]

$ 75

3866

It's federal
law affair
with a 20 year old
woman without
led to a federal charge

$ 75

Lassalles Leiden

Dargestellt

auf Grund einer verloren geglaubten Handschriften-Sammlung

mit

dem Portrait Helene von Racowitzas

von Franz von Lenbach

und

zwei Briefen

in Facsimile.

Berlin

Paul Hennig, Buch- und Kunstverlag

1887

F. v. Lenbach pinx. Verlag v. P. Hennig, Berlin.

Helene von Racowitza

Lassalles Leiden

Dargestellt

auf Grund einer verloren geglaubten Handschriften-Sammlung

mit

dem Portrait Helene von Racowitzas

von Franz von Lenbach

und

zwei Briefen

in Facsimile.

Berlin

Paul Hennig, Buch- und Kunstverlag

1887

ALB 7829

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Förster & Bär, Zwickau i. S.

Ich habe die Inventur meines Lebens gemacht.
Es war groß, brav, wacker, tapfer und glänzend genug.
Eine künftige Zeit wird mir gerecht zu werden wissen.

H. M. 9./8. 64.

Dies Büchlein mit der „thränenvollen und merkwürdigen Geſchichte“ ſei den liebenden und treuen Seelen zugeeignet. Sie werden unſeren Helden — trotz aller ſeiner Schwächen — in das Herz ſchließen und ihm ihre Theilnahme nicht verſagen.

Man iſt in der Lage, durch Auffindung einer ſeit vielen Jahren verloren geglaubten koſtbaren Handſchriften-Sammlung über den tragiſchen Verlauf von Laſſalles letzten Lebenstagen neues Licht zu verbreiten. Es fanden ſich darunter zunächſt zahlreiche, bisher unbekannte Briefe und Telegramme des Dulders ſelbſt, ſeiner Geliebten

Helene von Dönniges, der Gräfin Hatzfeldt, kurz der bei dem Liebesdrama direkt mitwirkenden Perſonen. Sie haben Geſchichte gemacht, ſie mögen ſie auch in ihrer Art erzählen. Willkommen war ein in der Sammlung entdeckter Brief des großen Philologen Boeckh, welcher eine intereſſante allgemeine Charakteriſtik Laſſalles giebt, die ſicher dazu beitragen wird, ein Bild richtig zu ſtellen, das noch immer ſchwankt „von der Parteien Haß und Gunſt entſtellt.“ Er ſchien erwünſcht, um beſonders bei den geneigten Leſern dieſes Büchleins, die der Politik ferne ſtehen, den Wahn nicht aufkommen zu laſſen, als ob Laſſalle, der Träger des Stockes von Robespierre, eine Baſſermann'ſche Geſtalt, ein Jakobiner, ein Kommunard, oder ein Mann à la Moſt geweſen ſei, dem es in letzter Inſtanz auf das Morden, Brennen und Theilen ankam.

Eine Zeit hat es freilich gegeben, wo die Preſſe dieſer Auffaſſung gewiſſermaßen Vorſchub leiſtete; ſchrieb doch beiſpielshalber ſelbſt die halbamtliche Provinzial-Correſpondenz am 15. Februar 1865:

„Der im vorigen Jahre verstorbene demokratische Schriftsteller Lassalle hatte sein ganzes Streben daran gesetzt, die Arbeiter zu selbständigem politischen Handeln aufzureizen, um durch den Staat und durch die Staatsregierung eine Verbesserung ihrer Lage zu erreichen. Er warf der liberalen und der Fortschrittspartei im Abgeordnetenhause, besonders dem Abgeordneten Schultze (Delitzsch) und dessen Freunden vor, daß sie bei allem Reden und Rühmen von Freisinnigkeit doch kein Herz für die Arbeiter und für deren Rechte haben, und rief eine Menge Arbeitervereine ins Leben, welche die Sache des Arbeiterstandes unabhängig von der Fortschrittspartei und theilweise im Gegensatze gegen dieselbe betreiben sollten. Freilich ging sein eigenes politisches Streben in revolutionärer Gewaltsamkeit noch weit über die bisherigen Absichten der Fortschrittspartei hinaus und hätte zu einem völligen Umsturz aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände führen müssen."

Zur Beurtheilung dieser Stelle muß man aber erwägen, daß seit 1865 sich die Anschauungen in

den Regierungskreisen auf dem sozialpolitischen Gebiete völlig geändert haben. Ein Beispiel soll dies illustriren. Im Jahre 1877 hieß es in einer amtlichen Denkschrift über den gewerblichen Nothstand und die Staatshülfe: „Ein Recht auf Arbeit gegenüber dem Staat bei Ausbruch einer geschäftlichen Krisis, wie sie in jedem industriell höher entwickelten Lande von Zeit zu Zeit in bald größerem, bald geringerem Umfange eintritt, ist entschieden nicht anzuerkennen. Die Anwendung außerordentlicher Maßnahmen, wie die Ausführung von Bauten, welche andernfalls überhaupt nicht, oder doch zu ganz anderer Zeit in Angriff genommen würden, müßte in hohem Maße bedenklich und gefährlich erscheinen. Sie würde sehr bald Ansprüche an den Staat herantreten lassen, welchen derselbe in keiner Weise genügen könnte. Der schon jetzt laut gewordene Ruf nach Umgestaltung der ganzen bestehenden sozialen Ordnung würde nur um so stärker ertönen, je mehr die Regierung unter Aufgeben ihrer Grundsätze und scheinbar unter dem Drucke der in

Volksversammlungen gefaßten Resolutionen sich nachgiebig erwiese."

Diese amtliche Ausführung hat aber den Fürsten Bismarck nicht gehindert, in der Sitzung des Reichstags vom 9. Mai 1884 offen zu erklären: „Ja, ich erkenne ein Recht auf Arbeit unbedingt an."

Bismarck ließ sich überhaupt durch das in den Regierungskreisen herrschende Mißtrauen gegen Lassalle nicht abhalten, demselben näher zu treten, unbeirrt um die Mißdeutungen, zu welchen dieser Schritt den Anlaß geben konnte und mußte. Der große Staatsmann hat ihn nicht bereut. „Was Lassalle hatte — bemerkt er in einer Reichstagsrede — war etwas, was mich als Privatmann außerordentlich anzog: er war einer der geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich je verkehrt habe, ein Mann, der ehrgeizig im großen Stil war, durchaus nicht Republikaner; er hatte eine sehr ausgeprägte nationale und monarchische Gesinnung, seine Idee, der er zustrebte, war das deutsche Kaiserthum und darin hatten wir einen

Berührungspunkt. Lassalle war ehrgeizig im hohen Stil, und ob das deutsche Kaiserthum gerade mit der Dynastie Hohenzollern oder mit der Dynastie Lassalle abschließen solle, das war ihm vielleicht zweifelhaft, aber monarchisch war seine Gesinnung durch und durch. Aber diesen kümmerlichen Epigonen, die sich jetzt mit ihm brüsten, hätte er ein quos ego zugeschleudert, sie mit Hohn in ihr nichts zurückgewiesen und würde sie außer Stande gesetzt haben, seinen Namen zu mißbrauchen. Lassalle war ein energischer und sehr geistreicher Mensch, mit dem zn sprechen sehr lehrreich war; unsere Unterredungen haben stundenlang gedauert und ich habe es immer bedauert, wenn sie beendet waren." —

Der Geheime Rath Hermann Wagener, der langjährige Vertraute und Hülfsarbeiter Bismarcks, bestätigt im Wesentlichen dessen Urtheil, indem er schreibt: „Unzweifelhaft war Lassalle ein Mann von hochgespannter Sinnlichkeit, bei dessen öffentlichem Auftreten auch Egoismus und Eitelkeit ihre Rolle spielten, doch muß ich dem Dr. Rodbertus

Recht geben, wenn er von ihm ſagt, daß er es durchaus ehrlich mit den Arbeitern gemeint und daß es ihm vor allen Dingen darauf angekommen ſei, die Arbeiter den Täuſchungen der Bourgeoiſie zu entziehen. Dabei hielt derſelbe etwas auf den Staat, deſſen Mißbrauch als Nachtwächter er energiſch bekämpfte. Sein perſönlicher Muth war zweifellos, ſo daß er es nicht nöthig gehabt hätte, denſelben durch jenes leidige Duell zu erhärten."

Bei dieſen letzten Worten werden wir gewahr, wie weit wir uns von unſerer „thränenvollen und merkwürdigen Geſchichte" entfernt und unverſehens mitten in die Politik hinein haben hinreißen laſſen. Sie ſoll dafür fernerhin gänzlich verbannt ſein. Wenn eine wahrhaft dämoniſche Liebe die letzte Faſer eines Menſchen ergriffen hat, dann giebt es für ihn keine Politik mehr, keinen Gott, kein Vaterland, keine Bande der Familie, kein Geſetz. Alles wirft er der Liebe nach, Hab und Gut, Ehre, Vernunft, Geſundheit, dem Lebensfrohen wird das Leben zur werthloſen Münze, der

gefürchtete Tod zum einzigen Lichtblick. Von einer derartigen dämoniſchen, allen Poetenbeſchreibungen ſpottenden Liebe ſollen die folgenden Blätter ein Zeugniß geben.

Wir leiten die „Geſchichte“ mit einigen biographiſchen Notizen über das berühmte Liebespaar ein, vorausſetzend, daß nicht allen Leſern der Entwicklungsgang deſſelben in Erinnerung iſt.

Heine hat von Lassalle, als dieser erst neunzehn Jahre alt war, gesagt, er sei geboren, um wie ein Gladiator mit Lächeln auf den Lippen zu sterben. Welch' prophetisches Wort! Zwei Jahrzehnte später ging derselbe in den Zweikampf, den Tod im Herzen, aber Ruhe im Antlitz. Fürwahr, Lassalle war eine Gladiator-Natur. Der Kampf war sein Lebenselement; dafür besaß er auch eine für Konflikte eigens geschaffene, stählerne Organisation; sein Haus hatte er am Rande eines Vulkans gebaut. Sein Vermögen, seine Freiheit, sein Leben selbst war fortwährend gefährdet. „Nichts — so ruft er einmal aus — ist bei mir sicher!"

Breslauer von Geburt (geboren am 11. April 1825), von jüdischer Abkunft, der Sohn wohlhabender Eltern, hatte derselbe kaum die Hochschule verlassen, als er, neunzehn Jahre alt, durch

die Bekanntschaft mit der damals doppelt so alten Gräfin Hatzfeldt in deren weitverzweigte Familienstreitigkeiten verwickelt wurde. Er sah in dieser seiner Klientin eine Märtyrerin, die unter den Mißbräuchen der Macht, der Willkür und des Reichthums tief seufzte, und dieser Anblick genügte, um seine jugendlich schlummernden Kräfte zu wecken und fortan sich als Schirmherr der Schwachen und Unterdrückten aufzuwerfen.

Im Verlaufe eines neunjährigen siegreichen Kampfes für die Rechte der Gräfin wurde Lassalle in den bekannten Kassettenprozeß hineingezogen, der ihm Gelegenheit gab, alle gegen ihn gerichteten Verläumdungen niederzuschlagen, sich als zündender Redner und als Mann von unbegrenzter Energie bemerkbar zu machen. Zu den Prozessen, die er für Fremde führte, gesellten sich später die eigenen, und bald war er wegen Theilnahme an der revolutionären Propaganda des Jahres 1848 mit Kriminalverfolgungen so gespickt „wie der Panzer eines Kriegers mit Pfeilen." Trotz seiner forensischen Thätigkeit fand er noch Muße zu fruchtbarer wissenschaftlicher Thätigkeit. Die Marksteine derselben sind: 1858 das Drama Franz von Sickingen, 1859 die Philosophie Herakleitos des Dunklen, 1861 sein System der erworbenen

Rechte. Wer kann sich rühmen in vier Jahren in drei verschiedenen Disziplinen, als Dichter, Philosoph und Jurist gleichzeitig Lorbeeren gepflückt zu haben? — Nach seiner Uebersiedelung nach Berlin durfte er auf die wärmste Freundschaft von Humboldt und Boeckh stolz sein.

Lassalle war unverheirathet. Ueber das Kapitel der Frauen und der Ehe hatte er seine eigenen Ansichten. Es werden ihm folgende Worte in den Mund gelegt: „Ich bin ein im höchsten Grade stolzer Mensch; ich werde nie im Stande sein, ein Weib im Sturm zu nehmen, ich werde sogar nie dazu mitwirken, ein schwankendes Gefühl, welches von selbst nicht zur Entfaltung gekommen wäre, zu dieser zu bringen. Ein Weib muß mich aus freiem Willen lieben, freiwillig und ganz; sie muß sich mir selbst hingeben, nur dann werde ich sie nehmen. Wenn ein Weib mich nicht mit der ganzen Macht ihres Wesens liebt, wenn sie nicht in allen Tiefen ihres Herzens, durch überwältigende Macht zu mir hingezogen, liebt — werde ich nicht im Stande sein, sie durch die Verbindung mit mir glücklich zu machen. Wenn ich auch ein fühlloser Fels in Bezug auf mich selbst bin, so habe ich doch Gefühl. Ich fühle für die und durch die, welche ich liebe. Das Unglück derer, die ich liebe, macht mich um so unglücklicher,

trotz meiner Fühllosigkeit gegen mich selbst, weil ich nur in denen, die ich liebe, mein ganzes Bedürfniß auf Glück, auf Ruhe, auf zärtliche und angenehme Eindrücke concentrire. Und deshalb ist das Unglück derer, die ich liebe auch die einzige Pforte, durch welche Unglück in mein eigenes Leben dringen kann. Und ich will diese Pforte nicht diesem Feinde öffnen, der schleichend, hinterlistig, gierig darauf ausgeht, mich zu bekämpfen."

Von einer halben Liebe fürchtete Lassalle, daß sie das stolze Selbstgefühl, diese innere Einheit, welche die Stütze seines Lebens ausmachte, zertrümmern möchte.

Bis zu seinem fünfunddreißigsten Lebensjahr war seine Liebe nur ein verzehrendes Feuer für die Frauen, welche sich darein stürzten. „Ich kenne kein Weib, welches auch nur einen Augenblick überzeugt, daß der Gedanke an eine Verbindung mir erträglich sein könnte, nicht eiligst mich zu fesseln bemüht sein würde." Dies der Grund, weshalb Lassalle den Verkehr mit jungen Mädchen meiden sollen zu müssen glaubte. „Zweimal nur sprach ich von Liebe mit jungen Mädchen, die mich leidenschaftlich liebten und die in mir den Wunsch erweckt hatten, sie zu besitzen — und in beiden Fällen fing ich mit dem Geständniß an, daß ich sie nie heirathen würde!

Außer dieſen zwei Ausnahmen hielt ich mich nur an verheirathete Frauen, deren verzogenes Kind ich war und von denen einige mich wirklich liebten. Frauen haben, wenn ſie lieben, die Gewohnheit, immer Fragen zu ſtellen, und es gab nicht eine, der ich nicht mit gewohnter Offenherzigkeit geantwortet hätte, daß, auch wenn ſie frei wäre, ich ſie doch nicht heirathen würde. Und trotzdem, oder vielleicht auch gerade infolge deſſen, wurde ich heftig geliebt! Ich wollte nehmen, aber mich nicht ſelbſt geben."

Laſſalle war ſo den Pfeilen Amors glücklich entronnen. Sein Lieblingswort „eiſern", „ehern" mußte wohl auch auf den Panzer paſſen, mit dem er ſein Herz, einer uneinnehmbaren Feſtung gleich, umgürtet hatte. Indeſſen der kleine Gott mit dem Köcher hatte es bei Laſſalle nur nicht eilig; er konnte warten und wartete bis dieſer, geiſtig vollſtändig überarbeitet und körperlich halb gebrochen, den Panzer ſelbſt ablegte und nun ein Herz freilegte, das in der ſpäteren Entwickelung der Dinge nach Liebe dürſtete wie ein verſchmachtender Hirſch nach Waſſer.

Schon im Herbſte 1860, als Laſſalle in Aachen Heilung für ein ſchweres Leiden ſuchte, lernte er in der Perſon einer neunzehnjährigen Ruſſin —

schon der klangvolle Vorname Sophie Adrianowna mag ihn berauscht haben — ein Weib kennen, bei dem der Gedanke an Heirath ihm zum ersten Male nicht ein „Frösteln“ verursachte und für die er das „ungeheure Opfer einer Heirath“ zu bringen bereit war.

Lassalle zeigte sich bei diesem Anlaß als ein excentrischer Liebhaber. Einen ihm von der Verehrten zugegangenen ersten kurzen Brief weiß er sich dadurch länger zu machen, daß er denselben „zehn-, dreißig-, hundertmal gelesen, was ihn so zwei Stunden lang glücklich gemacht“. Daß er denselben in französischer und nicht in seiner Muttersprache erwidern sollte, betrübte ihn tief. „Ach, wenn ich Ihnen deutsch schreiben dürfte, welches Leben, welche Bewegung würde in diesem Briefe sein! Es wären nicht, wie jetzt, todte Buchstaben, Aneinanderreihungen von Silben an Silben, von Wörtern an Wörtern. Jedes Wort würde ein individuelles, durchgeistigtes Wesen sein, belebt durch die Seelenwärme, die ich ihm mittheilen würde! Es wären ebenso viele kleine Vögelchen mit rührendem Gesange, mit vergoldeten Flügelchen, welche nicht erst diese Schneckenpost nöthig hätten; nein, sie würden von selbst davonfliegen und sich vor Ihnen niederlassen, um Ihre Hände und Füße

zu küssen!“ Seine schließliche Liebeserklärung war grenzenlos leidenschaftlich; er flehte um Gegenliebe, heftig, unabweisbar. Es schien, als ob jede Gesichtsmuskel das, was seine Worte aussprachen, abspiegelte.

Das slavische junge Mädchen hatte für Lassalle nur Sympathie übrig, als Weib blieb sie gleichgültig gegen ihn. Ihre mehr von Mitleid diktirte Antwort, daß sie ihn vielleicht lieben werde, nahm er nicht an, verlangte vielmehr in despotischer Weise Erwiderung seiner Leidenschaft — nach reiflicher Ueberlegung und Herzensprüfung. Ein Mißverständniß in Betreff der Reiseroute der angebeteten Russin — es handelte sich um einen in Aussicht gestellten Besuch derselben von Dresden in Berlin — versetzte ihn in förmliche Wuth, es ergriff ihn „ein Fieber im Herzen, Verzweiflung und Zorn in der Seele“. Tags darauf, nachdem sich das Mißverständniß aufgeklärt hatte, war er „beschämt und verwirrt über die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit“, mit der er ihr geschrieben, und „auf den Knieen“ bat er um Verzeihung. Dabei hoffte er, von der andern Seite „auch umarmt“ und von Sophie selbst „aufgehoben“ zu werden; ihre Worte: „Ich verzeihe Ihnen“ trafen ihn mit dem kalten eisigen Ton, mit welchem der Richter den Angeklagten freispricht.

Daß Lassalle in Frauensachen die Vernunft, wie man zu sagen pflegt, mit dem Herzen durchging, beweist seine spätere Haltung in dieser Angelegenheit. In verblümter und zarter Weise von Sophie bereits abgewiesen, hielt er in einem vierzig Seiten langen Manuskriptbriefe um ihre Hand an, ohne auf ein Jawort auch nur zu hoffen. Der ewige Ruhm des Römers Manlius war es, eine Schlacht unter den ungünstigsten Zeichen, unter den unheilvollsten Vorbedeutungen begonnen und dennoch gesiegt zu haben! Er wollte versuchen, ihm nachzuahmen. Den ursprünglichen Gedanken, den bewußten Brief selbst nach Dresden zu überbringen, gab er auf. Er wollte nicht durch seine Gegenwart, nicht durch das Elektrische der Leidenschaft auf Sophie einwirken, ihr Entschluß sollte vollkommen frei und unbeeinflußt sein.

„Denken Sie nicht im geringsten daran — so heißt es in dem Begleitschreiben — was ich zu leiden haben würde! Das ist ganz gleichgültig, Menschen meines Schlags sind zum Leiden geboren. Es ist ganz gleichgültig, ob ich mehr oder weniger im Leben zu leiden haben werde. Mögen Andere glücklich sein! Für Naturen, wie die meinige, ist es genug, zu kämpfen, ihr Blut langsam, bis zum letzten Tropfen zu vergießen, das

eigene Herz zu verzehren, und, den Tod in der Seele, lächelnd zu erſcheinen. Ich glaubte nicht mehr lieben zu können. Sie haben in mir dieſes Gefühl wieder erweckt. Sie haben mich gezwungen, Sie zu lieben. Ja, ich liebe Sie, und meinem Mannesſtolze koſtet es viel mehr, dies Geſtändniß zu machen, als es je der Schüchternheit der keuſcheſten Jungfrau gekoſtet hat. Wenn Sie mich jetzt abweiſen, werde ich nur zu der Verzichtleiſtung auf mein perſönliches Glück zurückkehren, wie dies ſchon früher der Fall war, ehe ich Sie kennen lernte. Und alſo, wenn Sie mein Herz zerbrechen, zerbrechen Sie nur ein Ding, das ich längſt ſchon geopfert habe: mein perſönliches Glück. Denken Sie nicht daran! Ich würde es ſogar zwanzigmal vorziehen, Sie zu verlieren, als Sie unter dem Einfluß der geringſten Spur von Mitleid, wie ſchwach es auch immer ſein möge, zu erringen. Das Reſultat iſt alſo — denken Sie nur an ſich. Nur um Eins bitte ich Sie, Sophie, laſſen Sie mich nicht lange auf der Folter, in der Erwartung! Man kann wohl das Bewußtſein ſeines Todes ertragen, aber nicht zu wiſſen, ob man todt oder lebend iſt — o, das iſt furchtbar!“

Der erwähnte Manuſkriptbrief, worin Laſſalle das denkbar treueſte Selbſtporträt gezeichnet haben

wollte, hinterließ zwar bei Sophie einen tiefen Eindruck, die Gefühle von Bewunderung, Ergebenheit und Freundschaft vermochte er aber nicht in Gegenliebe umzuwandeln. Eine spätere Begegnung in Berlin führte erneute leidenschaftliche Erklärungen Lassalles gegenüber Sophie herbei, änderte aber an der Gesammtsituation nichts. Die Sache selbst verlief völlig im Sande; Amor hatte den Pfeil nicht stark genug gespitzt, Lassalle war gestreift, aber nicht getroffen; ein freundschaftlich und ruhig gehaltener, bis Ende 1863 reichender Briefwechsel schloß die Liebes-Episode.

Möglich, daß sich der Gedanke an Sophie nur deshalb so rasch bei Lassalle verwischte, weil ein Stern von größerem Glanze sie bald verdunkeln sollte, Helene von Dönniges, die Heldin unserer „thränenvollen und merkwürdigen Geschichte."

Sie war die Tochter eines bayerischen, dem König Maximilian persönlich nahe stehenden Diplomaten, dessen Haus in München als ein Mittelpunkt des gelehrten und künstlerischen Lebens galt. Der Entwickelungsgang Helenes war ein eigenartiger. Im zwölften Jahre salonfähig erklärt, wurde sie noch in demselben Jahre mit einem vierzig bis zweiundvierzig Jahre alten Manne, einem Festungs-Kommandanten von Alessandria verlobt, der sich

in sie, d. h. in ihr Bild verliebt hatte. Man kann sich denken, welche Verwirrung der Vorgang in dem Gemüthe des früh entwickelten Mädchens anrichten mußte. Indessen damals schon klüger als die Urheber dieses monströsen Planes, stellte sie der Verwirklichung desselben zuerst passiven Widerstand entgegen; später wußte sie den Bräutigam durch eine offene Erklärung zum freiwilligen Rückzug zu bestimmen.

Ein erster längerer Aufenthalt bei ihrer Großmutter in Berlin sollte dazu dienen, der jungen „Salondame" und „Braut" das schöne Köpfchen etwas zurecht zu setzen. Aus dieser Zeit datirt Helenes Bekanntschaft mit dem jungen Bojaren Janko von Rakowitza, der sich von ihr mächtig angezogen fühlte und dessen Herz sie fortan in frohen und trüben Tagen ganz ausfüllte. Es folgten Jahre wilden Taumels in Nizza, in denen sie Alles daran setzte, die wildeste Reiterin, die gesuchteste Tänzerin, die Königin aller Tollheiten zu sein. Nicht ungestraft hat sie aber unter den Palmen Nizzas bei ewigen Vergnügungen und Festen gewandelt. Sie hat seit jenen Jahren, nach eigenem Geständniß, das richtige Maß, um Gut und Schlecht, Moral und Unsitte nach deutschem Maßstabe zu messen, nicht wieder finden können.

Der Winter 1861 sah sie wieder in Berlin in lebhafter Berührung mit der Kunst und ihren Priestern. Eine Hauptanziehungskraft übte das Theater aus, und der Gedanke, dort noch einmal zu glänzen, scheint sie schon damals erfüllt zu haben. Aus dieser Zeit datirt ihre Bekanntschaft mit Ferdinand Lassalle.

In seltsamer Weise war ihre Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt worden. Im Laufe von zwei Wochen war ihr von zwei Seiten, von Baron Korff und Dr. Oldenberg, dem Sinne nach dasselbe gesagt worden: „Wie, Sie kennen Lassalle nicht, den geistvollsten, gelehrtesten und liebenswürdigsten Gesellschafter, und sind doch für ihn wie geschaffen, das einzige Wesen, das man sich als seine Frau denken könnte?!“ Die Neugierde, den Mann, für den sie geschaffen war, zu schauen, war nunmehr natürlich nicht mehr zu besiegen, und der Wunsch, ihn kennen zu lernen, war wohl der Vater des Zufalls, der beide schon kurze Zeit darauf im Hause des Rechtsanwalts Hirsemenzel zusammenführte.

Hören wir, wie sie selbst in dem bekannten Werke „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle“ die romantische Begegnungs-Scene schildert. Auf einem Tabouret hinter einem Sopha verborgen,

sah sie dem Eintritte dreier Herren aus dem Arbeitszimmer Hirsemenzels entgegen, darunter eines schlanken, schönen Mannes mit römischem Cäsarenkopf und strahlenden Augen, die derselbe gerade, weil in lebhaftem Gespräch, zu voller Größe öffnete.

„Nur einen Augenblick ruhte mein Auge auf ihm mit dem Gedanken: wie schade, daß es nicht dieser ist! — dann sah ich den kleinen Schwarzen an, denn nach meinem selbstgeschaffenem Bilde mußte er es ja sein. Die Herren waren, wie gesagt in angeregtestem Gespräch, es handelte sich um ein soeben erschienenes Werk — doch ich vergaß welches, und ohne die Conversation zu unterbrechen, nahmen sie Platz, und zwar so, daß der schöne Cäsar sich gerade auf das Sopha setzte, hinter welchem ich verborgen kauerte. Aber nur noch einen kurzen Moment betrachtete ich den kleinen jüdisch Aussehenden. — Der auf dem Sopha fing an zu sprechen! — und in wenigen Secunden hatte ich alles Andere vergessen. — Ich wußte nichts mehr, als ihm zuzuhören, dachte nicht mehr, ob dieser oder der Lassalle sein könnte, ich hörte — hörte — hörte mit jeder Fiber meines Seins. —

Um aber lange als stumme Horcherin in meiner Ecke zu sitzen, war ich doch zu lebhaft. Der

Sprecher hatte eine Aeußerung gethan, die meinen Ideen entgegen war, — was, weiß ich leider nicht mehr, und mit einem Ruck mein verstecktes Tabouret vorrollend war ich plötzlich neben ihm, und rief aufspringend mit etwas energischer Stimme: ‚Nein! das ist nicht meine Ansicht.‘ — Da standen wir — und sahen einander zum ersten Male Aug' in Aug' — und dieser Moment entschied!

Was die Franzosen le coup de foudre der Liebe nennen, wenn je von Menschen empfunden, wir waren davon getroffen. — Einen Augenblick sahen wir uns Beide sprachlos an, dann sagte er, sich lächelnd wieder setzend und mich durch seinen Blick ebenfalls niederzwingend: ‚Nein?! Eine Verneinung also ist das Erste, was ich von diesem Geschöpf da höre?! So also sieht man aus, — das sind Sie? — Ja, ja! so hab' ich's mir auch gedacht, — so ist's auch recht.‘

Ich wollte mich halb verwundert, halb hülfesuchend zur Hausfrau wenden, wollte die Bitte aussprechen uns einander vorzustellen, — da legte er leise seine Hand auf meinen Arm und sagte ruhig: ‚Wozu? — Wir kennen uns doch. Sie wissen wer ich bin, und Sie sind Brunhilde, — Adrienne Cardoville, — der Fuchs von dem Korff mir erzählt hat, mit einem Wort: Helena!‘ —

Ich lachte, und wie ein Strom goldenen Sonnenlichts brach's in mein Herz: *das* ist er! Wie gut, wie herrlich, daß er *so* aussieht, daß er *nicht* dem Bilde gleich sieht, wie es meine Phantasie gemalt hatte! — Und nun war ich glücklich! Leicht und frei fühlte ich mich, und ein Empfinden kam über mich, wie ich's nie gekannt: als sei plötzlich Alles auf der Welt gleichgültig geworden — verschwunden, und nur dieser Mann und ich — wir — wir — *wir* ganz allein der Beachtung werth.

Wie stark *dies* Gefühl war, sah ich später noch oft daraus, daß es mir bis zur letzten Zeit passirt ist, daß mir Menschen vorgestellt wurden, die ich glaubte nie gesehen zu haben und die mir sagten: ‚Ich war an dem merkwürdigen Abend bei Hirsemenzels, als Sie sich zum ersten Male sahen, — Lassalle und Sie; ich habe den Eindruck nie vergessen, den Sie Beide zusammen machten.' Und Lassalle selbst hat mir später gesagt, er habe gefühlt, als sei nun erst Alles in Ordnung in seinem Leben, als sei er ein Element gewesen, dem zur vollen Entwicklung noch Etwas, eine unbestimmte Kleinigkeit gefehlt, — diese Ergänzung, dies *Bischen* Nothwendige habe er an jenem Abend gefunden. Da habe er denn auch die Kraft in sich gefühlt,

Alles zu erreichen, und dabei eine Ruhe, eine Sicherheit des Besitzes, vom ersten Augenblick an die Allmacht des Schicksals so stark empfunden, daß er auch gar nicht hastig gehandelt habe — er wußte ja, daß, sobald wir im selben Zeitalter lebten, wir auch zusammen gehören mußten. — Und was hatten wir uns Alles zu sagen an diesem ersten Abend! — Wir hatten ja Beide die Welt um uns her vergessen und beschäftigten uns in unserer, uns Beiden eigenen, enthusiastischen Weise nur mit uns. —

Endlich um 4 Uhr wurde die Tafel aufgehoben und Alles richtete sich zum Fortgehen; auch ich mit meinen Verwandten, einer jungen, als ungemein sittenstreng bekannten Frau, und einem älteren Herrn; ich nahm meinen Mantel und Lassalle, der ihn mir umgab, sagte ungeduldig: ‚Schnell, schnell, — komm, laß uns gehn.‘ —

Ich wunderte mich nicht, daß dieser fremde Mann mich plötzlich „Du“ nannte; ich wunderte mich nicht einmal als er, draußen auf dem Treppenabsatz angekommen, mich wie ein Kind aufhob und mich ruhig und ungenirt in seinen Armen die drei Treppen des Hauses hinuntertrug. — Ich wunderte mich nicht — aber merkwürdiger ist noch, daß sich meine ernsten, etwas altväterisch gesinnten Verwandten nicht wunderten. Jahre nachher hat mir

die Dame gesagt: ‚Es war doch gewiß stark und ungewohnt, aber ich hätte es natürlich gefunden, selbst wenn er Dich bei der Hand genommen hätte und einfach mit Dir fortgegangen wäre, so zusammengehörig erschient Ihr, so sehr paßtet Ihr zueinander.‘

Unten angelangt, setzte er mich nieder und meinen Arm nehmend, sagte er nach kurzer Pause: ‚Jetzt müssen wir aber vernünftig sprechen! Wann sehen wir uns wieder, und wann soll ich zur Großmama kommen, mit ihr Alles in's Reine zu bringen?‘

Nun plötzlich schoß mir alles Blut zum Herzen. — Mir fiel ein, wie man zu Hause über diesen Mann dachte, und eiskalt überlief es mich. — Was sollte ich antworten? — Ich wollte ihm nicht wehe thun und doch mußte ich ihm die Wahrheit sagen. Mir kam's auf einmal vor, als hätte ich mit unverantwortlichem Leichtsinn gehandelt: ich hatte meine ganze Seele hingegeben — aber wie sollte ich's fortführen? wie zu Ende bringen? — Zögernd und halblaut antwortete ich also: ‚Nein — kommen Sie nicht — es geht nicht — jetzt nicht — vielleicht später, aber nicht gleich. Es ist so Vieles dagegen — auch ist meine Großmutter so viel leidend.‘

Ich sehe diese Momente noch jetzt so deutlich vor mir, als sei es gestern geschehen: der Mond stand voll und klar am Himmel, eine frische, durchsichtige Frühjahrsnacht lag über der Erde, kaum daß ein leichter Wind die noch dürren Zweige der Bäume an einander rieb, schwarz und einsam lag der Thiergarten neben uns, an dessen Rande wir hinwanderten, und nur in einiger Entfernung hörten wir das gleichmäßige Aufschlagen der kleinen Stiefel-Absätze meiner Begleiterin auf dem Steinpflaster und den schweren Tritt ihres Gefährten.

Lassalle blieb stehen und zwang mich ihm in die Augen zu sehen; dann sagte er leiser und in fast klagendem Ton: ‚O Kind! Kind! warum willst Du's uns so schwer machen? — Warum verzögern, was doch kommen muß? Fühlst Du es denn nicht ebenso wie ich, daß wir unser gegenseitiges Schicksal sind? Und weißt Du nicht, daß es gefährlich ist, mit seinem Schicksal zu spielen?'

Ich antwortete nicht. Ein leises Zittern überfiel mich und zum ersten Mal überkam mich das Gefühl, das ich später in seiner Nähe immer hatte und das ich in seiner Gegenwart niemals wieder verlor: eine sehnsuchtsvolle Angst, ein Zusammenschnüren des Herzens, Lahmheit des eigenen Willens, und die unklare Furcht, thun zu müssen,

wie er bestimmte, ohne selbst zu wollen. Ein Gefühl, wie es die Somnambüle empfinden soll unter dem Einfluß ihres Magnetiseurs: eine wonnige Qual.

Ich wagte nicht mehr, ihm entgegen zu sprechen und wollte doch noch dagegen ankämpfen. Er fühlte wohl wie mir zu Muthe war, so daß er jetzt weich und zärtlich sagte: ‚Aber nein, Du sollst nicht leiden; es ist ja ein Kind, ein zartes, schwaches Kind, was ich da vor mir habe, und so will ich denn Alles thun, was dieser Kindermund befiehlt. Es ist freilich schade um die verlorene Zeit — aber auch das ist kein Unglück, wir haben ja noch ein langes, schönes Leben vor uns.‘

Und als er sah, daß ich erleichtert aufathmete, sagte er lächelnd: ‚Du kleiner, kindischer Goldfuchs Du! — denn Du weißt doch, daß Korff Dich so nennt? — Er kam am Tage nach dem Ball, wo er Dich zuerst sah, zu mir und rief gleich zur Thür herein: ich habe eine Frau für Sie gefunden Lassalle — aber es ist ein Fuchs!‘

Mit solchen und ähnlichen Worten scherzte er meinen Schrecken hinweg, ich wurde ruhiger, so daß wir in bester Laune an meiner Behausung anlangten, wo wir uns wie alte Bekannte, die sich morgen wiedersehen sollen, trennten.“ —

Daß dieſe Eindrücke im Herzen Helenes ſich nicht ſo bald verwiſchten, beweiſt ein Briefchen derſelben, welches den Gegenſtand ihres Intereſſes zwar nur flüchtig berührt, zur Charakteriſtik der Briefſtellerin aber immerhin beitragen möchte.

Das Billet iſt auf zartes Roſapapier geſchrieben; es trägt ein zierliches Monogramm, die verſchlungenen Buchſtaben H und D überragt eine freiherrliche Krone. Der ſachliche Inhalt würde den Abdruck nicht lohnen, der Grundton iſt aber derart, daß das Briefchen einen gewiſſen Zauber verbreitet. Adreſſatin war Frau Auguſte Formes, welche Helene ihres Geiſtes und ihrer Grazie wegen raſch in das Herz geſchloſſen hatte, und die ſie wegen ihrer berühmten Wiedergabe Shakeſpeareſcher Frauencharaktere vor Allen verehrte.

Hier der Wortlaut des duftigen Billets:

Frankfurt a. O., den 29. Mai 1862.

Meine liebe, liebe süße Frau!

Was werden Sie von mir abscheulichen Person denken, die Ihnen, liebes, liebes Engelsfrauchen, auf Ihr reizendes Briefchen nicht geantwortet hat, — und auch Nichts von sich hat hören lassen!

Aber sehen Sie, lassen Sie sich den bösen Schicksalshergang dieser Sache erklären, und dann werden Sie mir verzeihen!

Nicht wahr, Sie werden?

Als ich vor 8 Tagen, d. h. zur Fichte-Feier *) Ihr liebes Briefchen fand, war es zu spät, darauf

*) S. die Broschüre: Die Philosophie Fichtes und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes. Festrede, gehalten bei der am 19. Mai 1862 von der Philosophischen Gesellschaft und dem Wissenschaftlichen Kunstverein im Arnim'schen Saale veranstalteten Fichte-Feier von F. Lassalle. Berlin 1862. Druck und Verlag von G. Jansen.

zu antworten, da ich erſt gegen 3 Uhr nach Hauſe kam.

Wann ich nach Berlin zurückkomme, iſt noch nicht beſtimmt, doch denke ich Ende der nächſten Woche! — Dann aber ſehe ich Sie doch! Nicht wahr? Denn ſehen Sie, ich habe Sie ſo ſehr lieb! und wenn ich könnte, wie ich wollte!!! — !!! — Ich hätte die Rede Laſſalles, die ſchöne Fichte-Rede ſehr gern gehört, denn gewiß war ſie voll Geiſt und intereſſanten Inhalt. Sprechen Sie, liebe Frau Formes, nie den Namen bei uns aus, wenn ich mal die Freude habe, Sie bei uns zu ſehen; — der Name iſt gefürchtet!! — (Von mir Laſſalle Gruß.) Nun aber, mein lieber Engel, ſage ich Ihnen Lebewohl! Gebe Ihnen einen zarten Kuß auf jedes Ihrer ſchönen, klugen Augen, einen recht herzlichen auf den Mund, der Ihnen ſagen ſoll, wie lieb Sie hat

Ihre

Hélène.

Noch ein zweites an Frau Auguſte Formes gerichtetes Briefchen Helenes liegt uns vor, das gleichfalls den Helden unſerer Geſchichte, wenn auch nur flüchtig berührt. Es iſt anſcheinend in Berlin geſchrieben; das Datum iſt nicht feſtzuſtellen.

Hier der Wortlaut:

Als ich Ihnen, liebe, liebe Frau vorhin ſchrieb, war ich ſo eilig, daß ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß ich Madame O. nicht einmal Ihre liebenswürdige Einladung beſtellen kann — da dieſelbe auf einige Tage nach Schönhauſen zu einer Freundin gegangen iſt.

O, ich möchte es Ihnen gerne immer und immer wiederholen, meine liebſte Herzensfrau, wie ſehr ich es bedaure, nicht kommen zu können. Ich hab ſo oft Sehnſucht Sie zu ſehen; — auch möchte ich ſo gerne unſeren Gelehrten einmal wiederſehen.

Adieu, adieu, chère chèrie à vous de coeur

Helene.

Der Wunsch Helenes in Bezug auf „unseren Gelehrten“ sollte bis zum nächsten Winter unerfüllt bleiben. Für den ersten Juristenball hatte aber der Rechtsanwalt Holthoff ein erstes Wiedersehen der Liebenden in die Wege zu leiten gewußt. Helene schreibt über den nicht minder denkwürdigen Abend in ihren Memoiren, Holthoff habe nach dem Eintritt in den Saal ihr zugeflüstert: ‚So Kind! jetzt wollen wir sehen, ob er schon da ist.‘ Ohne zu denken was ich sagte, erwiderte ich ruhig: ‚Nein Papa! er ist noch nicht da, ich fühle es!‘ So eigenthümlich das klingen mag, so wunderlich es Holthoff erschien — es war doch so. Ich hatte eben noch nicht jenes früher beschriebene, angstvoll wonnige Gefühl, wie mich's überkam, wenn Lassalle im selben Raume mit mir weilte. — Aber Holthoff wußte von diesem meinem Empfinden bis dahin noch nichts, und so antwortete er denn mit einem fast ärgerlichen, jedenfalls spöttischen Lächeln: ‚Um Gotteswillen Kind, fangen Sie mir keine nervös-mystischen Geschichten an; wenn Sie sich auf somnambule Ahnungen verlegen wollen, bringe ich Sie sofort wieder nach Haus und —‘ Aber da zuckte ich zusammen — das unnennbare Gefühl war da — und willenlos sagte ich halblaut und zusammenschaudernd: ‚Jetzt kommt er!‘

Holthoff sah sich um, und beinahe verdrießlich, daß ich Recht hatte, und erstaunt über meinen Zustand, sagte er: ‚Wahrhaftig, Sie haben Recht! Er spricht mit Waldeck und — jetzt kommt er — aber nehmen Sie sich zusammen, Sie zittern ja wie eine Taube vor der Schlange, Muth! Courage!‘

Und da stand er vor mir! — Seit jener Frühlingsnacht zuerst mir wieder nahe — zuerst wieder meine energielose Hand in seiner starken, willensfesten Rechten haltend! Ob ich diesen Augenblick je vergessen könnte, auch wenn mir ein hundertjähriges Lebensziel gesteckt wäre?

Er nahm mich von Holthoffs Arm, der mich ihm, wie selbstverständlich überließ, und als hätten wir gestern statt vor einem halben Jahr unser Gespräch fallen lassen, begann er sofort: ‚Es ist gar kein Ort, so ein Ballsaal, wo sie uns Alle anstarren und es nicht fassen können, wie Ferdinand Lassalle daher kommt, um so ernste Dinge zu besprechen, wie wir zu bereden haben. Aber das Kind hat befohlen — also ich gehorche!‘

Ich antwortete nichts. — Ich sah ihn nur so unverwandt, so tief und seelig befriedigt an, daß er lachte und dann sagte: ‚Siehst Du, Du dummer Fuchs, es geht doch nicht ohne einander. Fühlst Du's jetzt? — Ich will heut auch nur zwei Dinge

von Dir wiſſen: was würdeſt Du thun, wenn Du nun meine Frau wäreſt und ſie verurtheilten mich zum Tode und Du ſäheſt mich aufs Schaffot ſteigen?'

Ich fand die Frage im Ballſaal und nach ſo langer Pauſe wohl eigenartig, aber das gerade ſagte mir zu, und ich antwortete faſt ohne Zaudern: ‚Ich würde warten bis ſie den ſtolzen Kopf abgehauen hätten, damit meines Adlers Augen bis zuletzt etwas Liebes ſähen, und würde dann Gift nehmen — Gift, das wir zuſammen als ſicherſtes ausgeſucht hätten!'

Die Antwort freute ihn, er lachte zufrieden und ſagte gleich: ‚Das Gift iſt ſchon vorräthig. Aber ſei ruhig — ſoweit wird es nicht kommen. Mein Stern iſt hell und ſteht im Glücksaufgang; noch lange nicht auf ſeiner Höhe, auf der Wende, die ‚vom Ende ſingt!'

Ich ſah zu ihm auf und glaubte ihm wohl. Da ſtand er, der ſchöne, kraftvolle Mann mit dem ſtolzen, edeln Römerkopf, den gebietenden, mich völlig magnetiſirenden Augen, ſo ſiegesgewiß, ſo triumphatorgleich, daß ich nicht verwundert war über ſein Vertrauen; daß ich es für zagende Schwäche gehalten hätte, nicht auch an dieſes Menſchen Glücksſtern zu glauben . . . . .

Der Ball ging zu Ende, ohne daß er uns Neues brachte; — ich konnte mich zu keinem definitiven Schritt entschließen, und er sagte schließlich: ‚Ich bin ja schon glücklich, Deiner nur wieder habhaft geworden zu sein, das war ja schwerer, als Brunhilde aus dem Feuerzauber zu holen, jetzt wird schon Alles gut gehen, überlasse es nur mir — Alles und ganz!‘“ —

Zwischen diesem Abend und den bedeutungsvollen Tagen, in denen sich das dramatische Geschick der Liebenden erfüllen sollte, trafen dieselben im Ganzen nur noch zweimal zusammen: einmal flüchtig im Viktoriatheater bei der Uhlandfeier und einmal im Hause Holthoffs, des gütigen Schutzgeistes ihrer jungen Liebe. „An jenem Abende wurde — so vermeldet unsere wiederholt zu Rath gezogene Quelle — nicht viel Ernstes besprochen, nur daß Lassalle im Sommer zu meinen Eltern gehen wollte, sie durch List ‚zufällig‘ kennen lernen und sie durch seine bezaubernde Gabe, die Menschen zu beherrschen und zu fesseln, bezwingen wollte. — Sonst aber scherzten und lachten wir den ganzen Nachmittag und Abend hinweg, ohne daß irgend Bedeutungsvolles beschlossen worden wäre. Lassalle schien unsere Sache für abgemacht zu halten, ohne daß ich doch

je ein entscheidendes Wort zu ihm selbst gesprochen hatte. Er betrachtete mich als sein ihm vom Schicksal zugetheiltes Eigenthum; — hätte er oder ich geahnt, daß dies für so lange Zeit unser letztes Begegnen sein sollte, so hätten wir wohl Beide anders gehandelt, und — vielleicht wäre dann Alles anders — besser gekommen! Doch was helfen späte Klagen?“ —

In dem Jahre 1863 wurde — was noch zu erwähnen bleibt — Helene ihrem Jugendfreunde Janko versprochen. Es verlautet, dieselbe sei die Verlobung gewissermaßen nur mit einem Vorbehalte eingegangen, indem sie dem jungen Manne erklärt haben soll, daß sie einen Anderen, Lassalle liebe, von dem sie aber lange nichts gehört habe, und daß sie, falls derselbe wieder mit ihr zusammentreffen sollte, „für nichts stehen könnte“.

Es möchte sich fragen, ob Helene im Winter 1862/63 nicht von sich falsche Schlüsse auf ihren Anbeter gezogen und sich letzteren heirathslustiger vorgestellt habe, als er thatsächlich war. Unzweifelhaft hatte das schöne, geistvolle und lebenslustige Mädchen auf Lassalle den von seinen Freunden vorausgesagten Eindruck gemacht. Er hatte sich in Brunhilde allerdings auf der Stelle verliebt. Diese

Liebe war auch ſicherlich kein Strohfeuer; tragiſch hat ſie aber Laſſalle in dieſer Zeitperiode nicht genommen. Er war viel zu ſehr homme de tête et d'action, um an die, wenn auch noch ſo theuren Stunden im Strom der an ihn täglich herantretenden tauſenderlei Sachen lange zu denken. Die Idee, ſich mit Helene zu verheirathen, ſcheint er kaum ernſt verfolgt zu haben. Auf die Anregung des Freundes Holthoff hin, derſelben einen Antrag zu machen, ſoll er geſagt haben: „Nein, das thue ich nicht! Das Mädchen gefällt mir äußerlich ſehr gut, wenn ſie mir innerlich bei näherer Bekanntſchaft ebenſo gut gefällt, ſo würde ich mich dazu entſchließen, ſie zu heirathen. Ich kann nur verſprechen, daß ich nicht im Geringſten die Abſicht habe, ein bloßes ‚Verhältniß' mit ihr anzuknüpfen und daß ich, wenn ſie mir zum Heirathen nicht gut genug gefällt, mich ganz ruhig zurückziehen werde."

Selbſt die Sehnſucht, Helene wiederzuſehen, muß ſich in gewiſſen Grenzen gehalten haben, denn was Laſſalle in den Tagen wollte, wo ſein guter Stern ihm noch leuchtete, das wußte er durchzuſetzen. So hatte es denn ganz den Anſchein, als ob auch dieſer Roman ſeines Lebens über die erſten unbefriedigten Kapitel nicht hinauskommen wollte.

„Wenn ich Musiker, Komponist wäre," so schreibt er einmal, „würde ich nie eine Dissonanz auflösen."

Der Holthoff'sche Abend, den wir oben schilderten, bedeutete für die Liebenden Trennung auf Jahre. Helene kehrte in's Vaterhaus zurück, Lassalle verschlangen seine Bestrebungen. Die Jahre 1862 bis 1864 sind als Lassalles Sturm- und Drangperiode zu bezeichnen, und sie umfassen denjenigen Theil seiner literarischen und agitatorischen Thätigkeit, welchem er seinen europäischen Ruf hauptsächlich verdankt. Es ist — so meldet sein bedeutsamster Biograph — als hätte er die Lebenskraft von zehn Jahren in diese zwei zusammen gedrängt. Man erstaunt, wenn man sieht, was er in dieser kurzen Zeit geschaffen hat. Zwischen dem März 1862 und Juni 1864 hat er nicht weniger als zwanzig Schriften verfaßt, von denen drei oder vier durch ihren Umfang sowohl, wie durch ihren Inhalt ganze Bücher sind und von denen die meisten, trotz ihrer Kürze und Gemeinfaßlichkeit, einen Gedankenreichthum enthalten und mit einer wissenschaftlichen Schärfe geschrieben sind, die sich sehr wenigen großen Büchern nachrühmen läßt. Außerdem hat er zu derselben Zeit Rede auf Rede gehalten, mit einer Arbeiter-Deputation nach der anderen konferirt, sich aus

einem Dutzend politischen Prozessen herausgewickelt, den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gegründet, eine höchst ausgebreitete Korrespondenz geführt und die Verwaltungsangelegenheiten des Vereins geordnet. Er scheint gleichsam in der Ahnung seines nahe bevorstehenden Todes seine Kraft bis über das menschliche Maß gesteigert zu haben.

Das Alles hat sich natürlich gerächt. „Ich bin todtmüde — schreibt er am Schlusse der großartigen Campagne — und so stark meine Organisation ist, so wankt sie bis in ihr Mark hinein. Meine Aufregung ist so groß, daß ich keine Nacht mehr schlafen kann! Ich wälze mich bis 5 Uhr auf dem Lager und stehe mit Kopfschmerz und tief erschöpft auf. Ich bin überarbeitet, übermüdet im furchtbarsten Grade. Die wahnsinnige Anstrengung, den Bastiat-Schulze außer und neben allem Anderen in vier Monaten auszuarbeiten, die tiefe und schmerzliche Enttäuschung, der fressende innere Aerger, den mir die Gleichgültigkeit und Apathie des Arbeiterstands, in seiner Masse genommen, einflößt, beides war selbst für mich zu viel; ich treibe ein metier de dupe und ärgere mich innerlich zu Tode, umsomehr, als ich diesem Aerger nicht Luft machen kann und ihn nach innen würgen, oft das Gegentheil behaupten muß.“ —

Im Juni 1864 begab er sich nach Düsseldorf, um ein ihm ungünstiges erstinstanzielles Urtheil umzustoßen. Das Gericht verurtheilte ihn in zweiter Instanz zu einer sechsmonatlichen Gefängnißstrafe. „Nervös ganz herunter“ suchte er jetzt Mitte Juli seinen Lieblingsaufenthalt Rigi-Kaltbad auf, hoffend, „sich dort wieder brauchbar zu machen.“

Daß seine Stimmung keine rosige war, kann man sich vorstellen. Zehn naßkalte Nebeltage thaten das Ihrige, um ihm vollends die Laune zu verderben. „Ich wünsche,“ so schreibt er an diesen Tagen, „*nichts sehnlicher*, als die ganze *Politik los* zu werden, und mich in Wissenschaft, Freundschaft und Natur zurückzuziehen. Ich bin der Politik *müde* und *satt*. Zwar ich würde so leidenschaftlich wie je für dieselbe aufflammen, wenn *ernste Ereignisse* da wären, oder wenn ich die Macht hätte, oder ein Mittel, sie zu erobern — ein solches Mittel, das sich für mich schickt; denn *ohne höchste Macht läßt sich nichts machen*. *Zum Kinderspiele aber bin ich zu alt und zu groß*. Darum habe ich höchst ungern das Präsidium (scil. des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins) übernommen! Darum *drückt* es mich jetzt so gewaltig. (Aber wie es los werden?)

Denn die Ereignisse werden sich, fürcht' ich, fürcht' ich, langsam, langsam entwickeln und meine glühende Seele hat an diesen Kinderkrankheiten und chronischen Prozessen keinen Spaß. Politik heißt aktuelle, momentane Wirksamkeit. Alles Andere kann man auch von der Wissenschaft aus besorgen! Ich werde versuchen, in Hamburg einen Druck auf die Ereignisse auszuüben. Aber inwieweit das wirken wird, das kann ich nicht versprechen und verspreche mir selbst nicht zuviel davon! Ach, könnte ich mich zurückziehen!" —

In diesen letzten Worten lag kein schlechtes Programm. Die Politik befriedigte Lassalle nicht, so lange er nur den Ambos, nicht den Hammer spielen sollte, ihn drängte es nach der höchsten Macht. Dies hat er Dutzende Male ausgesprochen, und noch öfter durchblicken lassen. „Bist Du ehrgeizig?" fragt er Helene einmal — noch in seinen glücklichen Tagen. „Was würde mein Goldkind sagen, wenn ich es einmal im Triumph in Berlin einführen könnte, von sechs Schimmeln gezogen, die erste Frau Deutschlands, hoch erhaben über Alle?" Die höchste Macht wollte er aber auf Wegen erobern, die sich für ihn ziemten. Meinte er damit Wege, die mit seinen stürmischen Antezedentien im Einklange standen, oder dachte er im Gegensatz

hierzu an den normalen Weg? Wollte er ein zweiter Masaniello oder ein zweiter Bismarck werden? Genug — er machte sich keine Illusionen. Der Durst nach Freundschaft und Natur überwiegt und er faßt ihn in den Stoßseufzer zusammen: „Ach, könnte ich mich zurückziehen!“ In dieser Stimmung denke man sich Lassalle bei einem Wetter für Hunde auf der Terrasse von Rigi-Kaltbad urplötzlich Helene gegenübergestellt. — —

Lassalle verglich sich einmal mit einem verzauberten Prinzen, und fügt hinzu, daß man, wie in der „Zauberflöte", durch Wasser und Feuer hindurch müsse, um ihn zu bekommen. „Das ist nicht so leicht, wie mit anderen Männern." Dieser Ausspruch sollte sich bald auch an Helene erproben. Dieselbe hatte um diese Zeit zur Stärkung ihrer gleichfalls erschütterten Gesundheit in Wabern nächst Bern bei einer ihr befreundeten Familie Aufenthalt genommen. Die Helden unserer Geschichte waren also, ohne daß eine Verabredung oder auch nur eine Absicht in Mitte lag, bereits seit Wochen einander so nahe, daß nur ein halber Reisetag sie von einander trennte. Wie es nun kam, daß dieselben plötzlich einander gegenüber standen, dies erfahren wir aus nachstehendem Briefe, den Helene, die den für sie „geschaffenen Mann" nun einmal nicht hatte vergessen können, an ihren väterlichen Freund, den Rechtsanwalt Holthoff nach Berlin richtete.

I.

Wabern, den 28. Juli 1864.

Wo anfangen, wo aufhören mit Allem, was ich Ihnen heut zu ſagen habe. Als Sie, mein liebes theures Väterchen, vor einer Stunde in Ihrem Zimmer oder ſonſt wo ſaßen und ſchrieben, ruhig und heiter, da dachten Sie nicht, daß Sie ſo ſchnell einen Brief in den ſchönen Händen halten würden, der Ihnen Sorge und Nachdenken machen wird. Ja, heut iſt der Moment gekommen, wo Ihr Kind Sie braucht! Oh, mein Freund, helfen Sie, rathen Sie, ſorgen Sie, helfen Sie Ihrem armen Kind; — — aber wo ſoll ich anfangen, — wo, wie Ihnen Alles das ſagen, was ich auf dem Herzen habe, was ich Ihnen ſagen muß, Ihnen — denn es iſt Niemand, den wir für uns haben und der von einiger Hülfe ſein könnte, — als Sie. O Gott, ich ſollte ruhig nnd vernünftig erzählen und ſchreiben, — und ich bin ſo aufgeregt und ängſtlich. O, wenn Sie hier wären, wenn ich Ihre beiden Hände faſſen könnte, mit meinen

bittendſten Augen zu Ihnen aufſehen, mit meiner ſanfteſten Stimme Sie bitten könnte: Papa hilf bitte, bitte hilf! Das arme Töchterchen braucht ſo die Hülfe und den Rath und den Schutz ihres lieben Vaters! — dann würden Sie helfen, denn dann würden Sie ſehen, daß es nur noch möglich iſt vorwärts zu gehen — aber nicht mehr zurück. — Ich komme alſo heute zu Ihnen, als zu meinem Papa, der ſein Töchterchen lieb hat und es verzieht, als zu meinem Freund, der mir einſt verſprach, Alles für ſeine kleine Freundin zu thun — und auch als zum Herrn Rechtsanwalt, der ſeiner Klientin mit Rath und That zur Seite ſtehen wird. — Ahnen Sie nun, Papa, von wem, von was die Rede iſt? Ach ja, — Sie haben Recht! Er hat uns im Leben ſchon viel zu ſchaffen gemacht, Ihnen und mir, — aber glauben Sie, mir, — mir doch noch vielmehr! — Aber diesmal iſt's Ernſt, — und darum will ich Ihnen auch vernünftig und nach der Reihe Alles erzählen — damit Sie nicht glauben, Ihr Töchterchen ſei diesmal ganz verrückt geworden.

Alſo zuerſt: Der große Roman meines Lebens iſt nun zum Schluß gekommen — und Ihr Kind will und wird in womöglich ſehr kurzer Zeit Frau Laſſalle ſein. — Es iſt ein furchtbarer

Entſchluß, — denn ich weiß nur zu gut, was Alles daran und darum hängt, — aber jetzt muß es ſein, ich will, ich fühle es ſoll ſo ſein, Gott will es — es iſt vorher beſtimmt — und der Menſch entgeht ſeinem Schickſal nicht!!! Es bleiben mir viele große rieſenhafte Hinderniſſe zu überwinden — ich komme über Alles fort, — aber Eins iſt ſchrecklich, Eins iſt das mir das Herz bricht, — wozu mir der Muth faſt fehlt — — das iſt: das Herz meines armen Freundes Janko zu brechen, einen Jugendtraum zu zerſtören, der ſein einziges höchſtes Glück ausmacht; — aber jetzt, jetzt, wo ich die Nothwendigkeit fühle, wo ich ſehe, daß in Laſſalle und in keinem Anderen meine Zukunft und mein Geſchick liegt — jetzt muß mir Gott auch die Kraft geben, mein eigenes Herz zu überwinden, ſchlecht zu ſein, — oh! ſo grenzenlos ſchlecht und grauſam; — ich weiß nicht, ob ich Sie bitten kann, mir zu helfen, ihn, Janko, in dieſer ſchweren Zeit aufrecht zu halten, — er hat Niemand, der ihn ſchützt und liebt als mich, — und ich muß ihn verlaſſen! O! wie er mich verachten wird! und wie er die Sache ſieht, muß ich ihm auch verächtlich ſein, — denn er weiß nicht und würde nicht verſtehen, welche Gewalt, welche dämoniſche Macht Ferdinand Laſſalle über

mich hat, — Sie wiſſen das, Sie werden mich verſtehen und mir Recht geben, wenn ich Ihnen ſage, ich achte und liebe Janko zu ſehr, um ihm mit dem Gefühl, wie ich es für Laſſalle im Herzen habe, zu heirathen; denn ſpät oder früh hätte ich ihn doch um dieſes Anderen willen verlaſſen! Und beſſer zu früh als zu ſpät, ſo wenigſtens iſt er vor der Welt nicht lächerlich gemacht, ſo iſt er unglücklich, aber nicht entehrt, und Laſſalle ſchwur mir, — und Sie wiſſen, er iſt der Mann ſeinen Willen durchzuſetzen: „Mein müſſen Sie ſein, entweder jetzt als Engel oder einſt als Teufel!“ Ich fühle, daß er Recht hat, — ich weiß, daß Gott uns Beide für einander beſtimmt hat, und ſo habe ich den ſchweren Entſchluß gefaßt, ſo hat er heute früh meinen Willen erfahren und ſeit geſtern Abend habe ich nun von meinem ſataniſchen Freund und Herrn vier telegraphiſche Depeſchen bekommen und erwarte ihn morgen Abend hier, in dieſem kleinen Neſt, wo ich mit einer treuen lieben Freundin bin, die ſo wie ich und wie er eingeſehen hat, daß ich nichts Anderes thun kann, als mich beugen vor meinem Schickſal und aus Gottes Hand als eine Beſtimmung annehmen, das, wogegen ich ſeit $1^1/_2$ Jahre ſo ſehr gekämpft habe. Sie ſind ja

mein Zeuge, daß ich in dieser Zeit gekämpft habe gegen mein eigenes Herz und noch mehr gegen meinen Geist, daß ich gern den Willen meiner Eltern gethan hätte, — aber Sie wissen auch, daß immer und immer das Interesse für ihn durch alles Andere durchbrach. —

Doch nun hören Sie, wie Alles kam: Sie wissen, daß ich hier meiner Gesundheit wegen bin, und der Zufall oder besser die Vorsehung grade will, daß meine Freundin auch ihrer kranken Kinder wegen nach diesem kleinen Ort in der Nähe von Bern gehen muß. Hier sind wir mit noch einer artigen amerikanischen Familie. — Aber nach einigen Tagen fingen wir doch an, uns ein wenig zu langweilen, und so, als ich von einer Promenade zurückkam, wird mir angezeigt, daß wir den nächsten Morgen, also Montag den 25. abreisen wollen nach Luzern, und von dort auf den Rigi. Sie erinnern sich, lieber Papa, daß Sie mir vor mehreren Wochen schrieben, daß Lassalle wohl eine Molkenkur irgendwo auf dem Rigi brauchen würde. Unser Murray, denn ich bin nur mit Engländern, sagt mir, daß man die Molkenkur nur auf dem Rigi-Scheideck braucht. Ich erzählte also den Damen, daß ich einen Bekannten dort habe und ihn wohl sehen möchte, —

bin aber wie immer loyal nnd erzähle meiner Freundin die ganze Geſchichte. In Wäggis ſagt man uns, wir könnten nicht auf den Scheideck, es ſei zu weit, die Wege zu ſchlecht. Ob ich traurig war? — Nun ich brauche Ihnen das nicht zu ſagen. So komme ich ziemlich melancholiſch nach Kaltbad und — nun Sie wiſſen, daß er da iſt — alſo daß ich ihn dort fand! — Soll ich Ihnen ſeine oder beſſer unſere Freude und Erſtaunen beſchreiben? — nein, ich weiß ja ſelber Nichts davon, — aber die Anderen, die mit uns waren, behaupten, es ſei das Merkwürdigſte geweſen, was ſie je geſehen hätten. Wir ſtiegen nach Rigi-Kulm, und ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, daß er mit uns ging. Md. Urſon behauptet, er hätte kaum die Erde mit den Füßen berührt und es ſei merkwürdig, daß von mir noch ein Tröpfchen exiſtirt, denn er hätte mich mit den Augen getrunken! — Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, was und wie wir geſprochen! Er ſagte mir, ſein Entſchluß ſei noch immer derſelbe, er beſchwor mich, ihm ein kleines „Ja“ zu ſagen; — aber ich war ſtark, ſo lange ich bei ihm war; — zuletzt war er außer ſich, und ſagte unter vielen anderen Dingen, indem er meine Hand feſt ergriff: „O könnte ich doch dieſer Natur einen

Tropfen meines Blutes eingeben, damit sie Leben bekäme und Willen, denn Sie sind gut wie ein Kind, aber auch willenlos wie ein Kind." — Da fühlte ich, als ob sein Wunsch zur Wahrheit würde, ich fühlte, wie wenn von seinem Riesenwillen etwas in meine Seele überging und ich sagte mir: „Ehe ich Wäggis verlasse, soll mein Entschluß gefaßt sein."

In Kaltbad verließen wir uns mit einem „Auf baldiges Wiedersehen!" — Den Weg von dort hinunter bis nach Wäggis werde ich nie vergessen, — ich habe schwer gekämpft und viel gelitten, aber Gott hat mir geholfen, und als ich in Wäggis vom Pferd stieg und nach ein Paar Minuten schon einen Brief von ihm bekam, worin er mich beschwor, nicht über den See zu fahren, weil er für meine Gesundheit bangte (wir hatten schreckliches Wetter), da wußte ich, wo ich meine Zukunft zu suchen habe. Hätten Sie ihn gesehen, mit welcher rührenden Sorge und Sanftmuth er für mich nnd meine Gesundheit in den zwei Tagen gesorgt — gebangt hat, Sie hätten Ihren egoistischen Freund kaum wiedererkannt.

Freitag, den 29. Juli.

Geſtern wurde ich durch einen Brief meines ſtürmiſchen Freundes unterbrochen — und da mir derſelbe viel zu denken gab, — ſo konnte ich nachher nicht mehr die nöthige Ruhe finden, vernünftig zu reden. Gott weiß, wie das Alles enden ſoll?! Nun werde ich Ihnen den Brief erſt ſchicken, wenn er hier iſt, denn ich erwarte ihn heute Abend, ſpäteſtens morgen und da habe ich vielleicht noch Manches zuzufügen. — Doch nun da weiter, wo ich geſtern ſtehen blieb. —

Als ich den Dienſtag Abend in Wabern ankam, ſchrieb ich ihm meinen Entſchluß und meine Bedingungen; hören Sie, ob Sie dieſelben vernünftig finden. Es iſt erſtens, daß ich verlange, daß wir und namentlich Laſſalle Alles verſuchen ſollen, um die Eltern zu erweichen, ſo daß ſie ihre Einwilligung geben, und die ganze Geſchichte vernünftig und anſtändig (meine eigenen Worte) zu Ende kommen kann; erſt wenn wir Alles verſucht haben, was in unſeren Kräften ſteht, ſie zu erbitten und es gelingt nicht, — eh bien alors, tant pis pour eux. Dann bleibt uns

Aegypten noch immer; sein Traum ist nämlich, mich nach Aegypten zu entführen und er behauptet, Sie seien damit einverstanden.

Nun meine zweite Bedingung: daß, einmal angefangen, die ganze Sache so schnell als möglich gehe — und das aus zwei Gründen: erstens um Janko willen — doch diesen Grund kennt Lassalle nicht — und zweitens, und den gab ich ihm an, weil ich nicht will, daß die ganze Welt von einer Sache spricht, die sie nichts angeht, und die sie doch nur von der schlechten Seite sieht, was mir eine Menge unangenehmer Scenen zuziehen würde, die ebensogut vermieden werden können und die meine ohnehin jetzt sehr zarte Gesundheit, meine von diesen Tagen sehr geschwächten Nerven nicht aushalten könnten. Ob er auf diese Bedingung eingeht? Gott weiß! Ich hatte drei Depeschen bekommen, bevor er meinen Brief bekam, und gestern die letzte nach Empfang meines Schreibens, eine kurze mit: Brief erhalten! Bravissimo! Komme den 29. Abends, spätestens 30. zu Ihnen. Dann sagt er mir noch, er wolle mich nach Genf begleiten, doch darf das keinen Falls geschehen; es wird schwer sein, den Dämon von seinem Willen abzuhalten — aber es muß sein, — und vielleicht habe ich soviel Macht über ihn, auch

dieſen eiſernen Willen zu brechen. Die Gräfin iſt in Wildbad, — doch will er, daß ich ſie kennen lernen ſoll und ich glaube, er wird ſie, d'un jour à l'autre kommen laſſen.

O mein lieber Papa, wenn Sie hier wären!! Ich bin ſo grenzenlos allein, ich habe Alle gegen mich und muß doch zum Ziel. — Die Meinen wiſſen noch gar Nichts davon, ſie wiſſen noch nicht einmal, daß ich Laſſalle auf dem Rigi geſehen habe. Ich glaube, das Beſte iſt, wir überrumpeln ſie ſozuſagen, — das Ganze muß ja ein coup d'état ſein. Ach wenn Sie wüßten, wie ſchwer es mir wird, ſo gegen meine ganze Familie, ſo gegen Alles, was ich liebe und ehre aufzutreten. Aber ſehen Sie, es geht ja nicht anders, Alles zeigt mir, daß es ſein ſollte. — Folgen Sie dem Lauf der Dinge: ich ſpreche gar nicht von Allem, was bis vor einem Jahre war, aber von jetzt: Warum mußte ich krank werden, ſo daß der Arzt eine Luftveränderung anordnet, — warum muß es gerade ſo ſein, daß ich nicht mit meinen Eltern ſondern mit einer Freundin gehe, warum muß dieſer der Gedanke einer Tour auf den Rigi kommen und nicht eher in's Berner Oberland, warum muß Laſſalle auf dem Kaltbad ſtatt in Scheideck ſein, und wir den Weg hinauf

nehmen, der der beſchwerlichſte iſt, ſtatt über Küßnacht oder Gerſau hinauf zu gehen? Und warum muß er, der wie er mir ſagt, ſonſt nie zu Haus iſt, warum muß er grade in dem Moment an Sie ſchreiben wollen wegen des berühmten Einführungsbriefes?*) Enfin, Sie ſehen Papachen wie ich: es ſollte ſein und wird werden.

Wie nun aber dieſe Einführung in unſer Haus wirklich ſein wird — das möge Gott wiſſen, und was ich thun werde und was er, um zum Ziel zu kommen? O! wenn Sie hier wären, wenn Sie mir mit Rath und Ihrer ſchönen Freundſchaft, die kein Geſtern und kein Morgen kennt, zur Seite ſtänden! aber ſo — bin ich ganz allein -- ganz nur in ſeiner dämoniſchen Gewalt. Es thut mir ſo leid, meine Eltern betrüben zu müſſen! Aber jetzt heißt es nicht mehr rückwärts ſehen, vorwärts muß ich und wenn der Weg nur über zerriſſene, blutende Herzen führt. Wenn Sie hier oder doch in der Nähe wären, ſo könnten Sie mir wenigſtens das ſagen, wenn Sie nichts Weiteres für Ihr armes Kind thun wollten: was man gegen uns thun kann,

*) Laſſalle wünſchte durch Holthoff von Boeckh einen Empfehlungsbrief an den Vater Helenes.

wie weit ich gehen darf und was wir für uns thun können; — ich bin 21 Jahre, also glaube ich, nach bayerischen Gesetzen majorenn, aber weiter weiß ich nichts; — wenn es so weit kommt, daß uns nichts Anderes bleibt als eine Entführung — — was kann man dann gegen uns thun — und wer wird dann für uns sein, außer der Gräfin?!! — — Das Alles und noch so viel Anderes möchte ich wissen! Doch muß ich Ihnen heute Lebewohl sagen und ich muß ja vor seiner Ankunft den schrecklichen Brief an meinen armen lieben Janko schreiben. — Gott weiß und ist mein Zeuge, daß ich weit lieber einen solchen Brief empfangen möchte, als gezwungen zu sein, das Leiden zu verursachen, was er in sich schließt. Adieu, mein Freund für heute, sagen Sie mir bald Antwort, sagen Sie mir, daß Sie Ihr Kind, welches Sie so sehr lieb hat, auch gern haben, — ich brauche jetzt so sehr Ihre Freundschaft, sagen Sie mir, ob Sie herkommen können, und glauben Sie unter allen Umständen an die grenzenlose und treue Freundschaft und Dankbarkeit

Ihres

Töchterchens.

Um 1½ Uhr: Eben wieder eine Depesche vom Tourbillon, er ist um 6 Uhr heute Abend hier.

Dieſer Brief Helenes ſagt mehr über dieſelbe, als eine ſeitenlange Charakteriſtik. Wenn das Sprüchwort: le style c'est l'homme wahr iſt, ſo begreift ſich Laſſalles Glück über ſeine Eroberung. Wer hätte dieſer liebenswürdigen Bittenden, dieſer armen Rathloſen, dieſer begeiſterten Liebenden böſe ſein können, wen hätte ſie nicht hingeriſſen? Der Brief eröffnet eine Reihe von Lichtblicken: An ein nur viermaliges Zuſammentreffen mit Laſſalle knüpften ſich alſo bei Helene Jahre lange Kämpfe „gegen ihr Herz“ und noch mehr „gegen ihren Geiſt“; der Verſtand ſcheint ihr alſo geſagt zu haben, zu vergeſſen und zu verzichten, immer aber — Laſſalle mochte ihr das Leben noch ſo ſauer gemacht haben — brach die Liebe ſiegreich durch, wie eine Flamme aus der ſchon erſterbenden Aſche. Und doch hatte Laſſalle die ganze Zeit über nichts gethan, um das Feuer wieder zu beleben. Nicht ein Brief war zwiſchen den flüchtigen Freunden gewechſelt worden. Hatte er ſeine Schwüre über die Bücher, im Gedränge der Arbeit und in den Gerichtsſälen vergeſſen, oder traute er ſich — von ſeinen Leiden gebrochen — nicht mehr die Kraft zu, ein ſo junges Mädchen dauernd zu beglücken? Und auch mit den Eltern war es bereits zu ſchweren Kämpfen

gekommen! Laſſalle hatte alſo am Ende doch in Berlin bereits um ihre Hand förmlich angehalten; oder ſollte ein bloßes Sondiren das Haus ſchon in Aufruhr verſetzt haben? Helene muß auf ſtarken Widerſtand geſtoßen ſein, denn „rieſengroß“ nennt ſie die Hinderniſſe, die noch zu überwinden ſeien. In Laſſalles Munde wäre dies Wort nicht ſo buchſtäblich zu nehmen geweſen, denn er liebte es, ſich in den höchſten Spitzen der Adjektiva zu ergehen. Helenes Stil war aber von dieſer Eigenthümlichkeit frei.

Die Stellen endlich, die auf ihren früheren Verlobten Bezug haben, athmen dieſe wirklich ſo niedrige Geſinnungen, wie ſie der ſchönen Briefſtellerin angedichtet worden ſind? Verrathen dieſelben wirklich das Weib, welches kalt lächelnd ein treues Herz nieder zu treten im Stande iſt? Wie, wenn ſie die unbezwingbare Liebe zu Laſſalle im Buſen tragend, dem Verlobten die Hand am Altar gereicht, und *dann*, der dämoniſchen Leidenſchaft das Thor öffnend, denſelben verrathen und verlaſſen hätte?

Während Helene ihrem väterlichen Freund in Berlin das bedrängte Herz in ihrer Art ausschüttete, saß Ferdinand auf Kaltbad in der Erledigung seiner Korrespondenz und seine Angebetete mit Telegrammen buchstäblich überschüttend. Er machte sich den grausamen Spaß, jede ungeduldige Regung mit einer Depesche zu dämpfen; er meinte das tack, tack, tack der elektrischen Maschine wirke beruhigend auf ihn, es war ihm, als könne er die Adressatin dadurch direkt berühren. Er hatte sich zu diesem Zwecke in dem Telegraphenamt förmlich installirt. Von diesen Depeschen, die nur Liebesgrüße und Tändeleien enthielten, ist keine erhalten, wohl aber ein Brief Lassalles d. d. Rigi, 28. August, worin er seiner „mütterlichen Freundin" die Zusage Helenes mittheilt. Es kommen hier Wendungen vor, die beim ersten Anblick Wunder nehmen. „Die Sache wird ernst — so schreibt er u. A. — sehr ernst, und das große Gewicht des Ereignisses fällt mir wieder etwas auf die Brust. Inzwischen — einmal kann ich nicht mehr zurück, und dann wüßte ich auch wahrhaftig nicht, warum ich zurück sollte! Es ist ein schönes Weib, wie ihrer Individualität nach das einzige Weib, das sich für mich paßt und eignet. Das einzige, was Sie selbst für geeignet

finden würden. Alſo en avant über den Rubicon. Nun die alte Kraft iſt noch da, das alte Glück auch noch, ich werde Alles zum glänzendſten Ziele führen.“

Zum Verſtändniß dieſer für Helene nicht durchweg ſchmeichelhaften Zeilen muß man erwägen, daß ſie, wenn auch an eine „mütterliche“, doch immer an eine „Freundin“ gerichtet waren, welcher die Nachricht von dem Entſtehen einer Rivalin nur in homöopathiſchen Doſen beigebracht werden durfte.

28. Juli 1864.

Die Brandung faßt mich! Iſt mir's zum Heil? Reißt's mich nach Oben, wie den Schiller'ſchen Taucher? Faut voir!

F. L.

Über den nächſten Verlauf der Dinge in Wabern berichtet Helene in ihrem Memoirenwerke: „Am zweiten Tage alſo kam er an, und mit ihm, trotz des ſchon öfter erwähnten Gefühls von angſtvoller Beklemmung, ein Sturm von Glück! — Wenn ich heute an dieſe Zeit zurückdenke und mir ſagen muß, daß dieſe wenigen, dort in der herrlichen Natur gemeinſam verlebten Tage — es waren im Ganzen glaube ich acht — die einzigen ganz ungetrübten Glücksmomente meines Lebens waren, ſo werden mir vielleicht ſelbſt meine Feinde zugeſtehen, daß die Strafe für mein kurzes Glück

daſſelbe zum mindeſten aufwog! — Aber dieſe eine Woche war wohl werth, ſo theuer erkauft zu werden!

Man denke ſich Laſſalle — nicht wie er ſich als berühmter Mann, als Politiker oder Gelehrter zeigte — ſondern dieſen gottbegnadeten, hochbegabten Menſchen, all ſeine politiſchen und ſozialen Sorgen von ſich werfend, in einer großartig ſchönen Umgebung, völlig ungenirt, da Niemand in unſerer Umgebung ein Wort Deutſch ſprach, mit dem Weib ſeiner Wahl, in liebenswürdigſter Liebeständelei zum Kinde werdend. Man bedenke, daß ich damals, noch nicht zwanzig Jahre, alſo ihm, dem Neununddreißigjährigen wirklich wie ein Kind vorkommend, vollauf von dieſem Privileg Gebrauch machte, mit ihm ſpielte und herumtollte wie mit einem großen Hund.

. . . Die Zeit ſchritt voran und wir mußten unſeren Kriegsplan für Genf und die Eltern feſtſtellen. — Ach! hätten wir doch nur ahnen können, wie fürchterlich der Widerſtand ſein würde, wie ganz anders hätten dann auch wir agirt! So, wie die Sachen uns erſchienen, beſchloſſen wir nur, daß ich in zwei Tagen den erſten Morgenzug nach Genf nehmen und Ferdinand mit dem Mittagszug vier Stunden ſpäter nachkommen ſolle, daß

ich bei meiner Ankunft nur erzählen ſolle: ich habe Laſſalle auf dem Rigi getroffen, er würde in nächſter Zeit nach Genf kommen und ſeine Aufwartung bei den Eltern machen, da er längſt gewünſcht habe, den Papa kennen zu lernen."

Aus den kurzen Tagen der heimlichen Verlobung liegen uns Briefe beider Liebenden an die mehrerwähnte „mütterliche" Freundin Laſſalles (Gräfin H.) vor. Letzterer entwirft ihr ein Bild von dem „enfant du diable", wie Helene in Genf genannt wurde. Sie ſei überhaupt eine Natur im Sinne Goethes, trotz aller geſellſchaftlichen äußeren feinen Bildung, die ſie ſich angeeignet habe, die aber nie über ihren inneren Menſchen habe Herr werden können. „Ihr einziger — aber rieſengroßer Fehler iſt: Sie hat keinen Willen! Auch nicht die Spur davon! An ſich iſt das freilich ein ſehr großer Fehler! Würden wir Mann und Frau, wäre es vielleicht keiner, denn ich habe ja doch Willen genug für ſie mit und ſie würde ſein wie die Flöte in der Hand des Künſtlers. Aber die Vereinigung ſelbſt wird dadurch ſehr erſchwert werden! Heut freilich iſt ſie feſt entſchloſſen. Aber wie lange hält das bei einem willenloſen Weſen Secoussen gegenüber Stand? Das werde ich ihr auch noch

sehr ernsthaft auseinandersetzen, ehe ich anfange mich äußerlich in das Unternehmen zu engagiren."

In einem drei Tage später (2. August) an dieselbe Adresse gerichteten Briefe bemerkt Lassalle: „Es ist Alles unwiderruflich abgemacht! . . . Es ist wirklich ein nicht geringes Glück, in einem Alter von $39\frac{1}{2}$ Jahren ein Weib zu finden, so schön, von so freier und zu mir passender Persönlichkeit, ferner das mich so liebt, und endlich, was bei mir absolute Nothwendigkeit, ganz in meinem Willen aufgeht. . . . . Was nun die Eltern in Genf sagen werden — das weiß Gott! Aber sicher ist, daß ich, wie sie, jetzt entschlossen bin, durchzugreifen, reiße da, was reißt."

In einem dritten Briefe endlich (d. d. Bern, 3. August) schreibt er: „Also Helene ist entschlossen, wenn ich will, morgen ihren Eltern sogar wegzulaufen und, wenn ich wollte, als Zigeunerin mit mir durch die Lande zu ziehen. Ich hoffe sehr — und glaube es fest — die Eltern werden gleich oder doch nach einigen Angriffen stürmischster Beredtsamkeit, die ich auf sie machen werde, einwilligen. Sonst, beim großen Gott, bin ich zu Allem entschlossen, ehe ich mich im Geringsten beirren lasse.

Für Eile ist aber Helene noch mehr als ich. Sie ist noch ungeduldiger." — Man sieht hieraus, Ferdinand trat der Sache näher, nicht sorgen- aber auch keineswegs hoffnungslos. —

Helenes Glück athmet so recht ein in denselben Tagen (1. August) an Lassalles Freundin geschriebener Brief, worin sie u. A. letztere bittet, ihr zu rathen, „um Ihn, meinen schönen, herrlichen Adler glücklich zu machen." Sie nennt sich „sein ihn anbetendes Weib", und fühlt sich „ein kleines unbedeutendes Wesen, welches nichts kann, als ihn lieben und anbeten, und versuchen, ihn glücklich zu machen, ihm mit Tändeln und Scherzen wie ein Kind die Wolken von der Stirn fortzulächeln, und das den besten Willen hat, seine große und herrliche Seele, seinen riesenhaften Geist zu kennen und zu verstehen — und im Glück wie im Unglück ihm treu und fest zur Seite zu stehen!" In poetischen Wendungen spricht sie von den „so schönen, wunderbaren Tagen, die sie jetzt mit ihm und durch ihn lebe"; daß Lassalle zu ihr geeilt sei, sei ihr „unausweichbares Schicksal."

Am 3. August verließ Helene Wabern, voll von seligen Hoffnungen mit dem Gedanken, Ferdinand vielleicht noch an demselben Abend glücklich und froh bei einer Freundin in Genf wiederzusehen. Sie

langte um 2 Uhr, er um 6 Uhr in Genf an. In dieſer Zwiſchenzeit hatte ſich im Hauſe Helenes eine dramatiſche Scene abgeſpielt.

Helene fand ihre Mutter in beſonders weicher Stimmung und glaubte den günſtigen Zeitpunkt wahrnehmen zu müſſen. Entgegen der in Wabern getroffenen Verabredung ſchüttete ſie derſelben ihr volles Herz aus. Die Wirkung war ungeahnt. Ihre Eröffnung in Betreff der Verlobung mit Laſſalle rief einen wahren Sturm von Entrüſtung hervor und führte Helene die ganze Hoffnungsloſigkeit ihres Schrittes vor Augen. In ihrer Verzweiflung theilte ſie alsbald Laſſalle das Vorgefallene mit. In dem Briefe nennt ſie ihn ihren „ſchönen herrlichen Aar“ und will unter allen Umſtänden bleiben ſein „in Freud und Leid treues, nur ihm ergebenes Weib“; nur in ihm ſei ihr Glück und dies ſei ihr Schickſal. „Jedenfalls bleibe ich felſenfeſt! Ach, Herz, wie ich mich nach Dir ſehne. Jetzt iſt es $6\frac{1}{2}$ Uhr und Du mein Herr und Gott biſt nun ſchon hier! O! dieſer Gedanke giebt mir wieder Stärke und Kraft — denn ich muß die Nähe und Allgewalt meines Herrn und Gebieters fühlen, um nicht zu weichen, um nicht auch Andern gegenüber zu ſein, wie Dir — das Kind. Aber ich fühle Dich und

Deine Liebe — und ſo fürchte ich nichts mehr und bin jetzt und für immer Dein Weib, Dein Kind, Deine Dich anbetende Sache! Sage mir nur auf einem kleinen Zettel, daß Du mich liebſt! Denn ich, Ferdinand, ich liebe Dich ja ſo ſehr!“ —

Einige Stunden ſpäter eilte ſie, von Unruh und Verzweiflung getrieben, zu Laſſalle, in einer gemeinſamen Flucht den einzigen Weg zur Rettung erblickend.

Was ſich am 3. Auguſt Abends in Laſſalles Hotel zugetragen, muß hier noch eingehend berichtet werden, um die demnächſt folgenden Briefe Laſſalles verſtändlich zu machen.

„Ich ſtürzte — ſo ſchreibt Helene — hinein und ſtand vor einem bepackten Fiaker, davor Laſſalle, der eben ausgeſtiegen war, und neben ihm meine Thereſe, die mit dem Briefe in der Hand auf ihn gewartet hatte und ihm dieſen nun übergeben wollte. Ich erſchrak tödtlich! — Als Laſſalle meiner anſichtig wurde, erbleichte er und frug, ehe er noch einen Gruß hervorbrachte: ‚Um Gotteswillen, was iſt geſchehen?‘ —

Jetzt bemerkte er auch meinen Zuſtand, und ängſtlich meinen Arm nehmend ſagte er: ‚Kind, was iſt Dir? Du hältſt Dich kaum aufrecht! —

Komm, hier iſt nicht der Platz zu ſolcher Unterredung, tritt hier hinein' — und damit öffnete er ein Zimmer zu ebener Erde — wir waren während dieſer Worte ins Haus getreten. — Er führte mich zu einem Stuhle, aber ich ſank vor demſelben zuſammen, ihm faſt zu Füßen und ſagte nur noch: ‚Lies, und dann mach' mit mir was Du willſt; ich bin jetzt Dein Weib, Deine Sache!' — Die Kräfte verließen mich, ich war einer Ohnmacht nahe und zitterte an allen Gliedern. Ferdinand hob mich auf, trug mich aufs Bett und ſagte begütigend: ‚Werde nur ruhig, mein Herzchen, erhole Dich — ich leſe derweil den unſeligen Brief.' — Ich ſchloß die Angen, und als er geleſen hatte, trat er zu mir. Der Ausdruck ſeines Geſichtes war hart — ſtreng, wie ich ihn nie geſehen, und er ſagte mit unwilligem Tone, wie ich ihn nie gehört: ‚Hätteſt Du doch gehandelt, wie ich es angeordnet habe! — Alſo Ungehorſam gegen meinen Willen iſt das Erſte, was Du mir bieteſt — und dadurch haſt Du Alles verdorben.' —

Doch währte dies nur einen Moment. Im nächſten Augenblick nahm er meine Hand — und mich liebevoll aufrichtend, ſagte er: ‚Nun, das ſchadet nichts! Du haſt es verpfuſcht — ich bringe

es schon wieder in Ordnung. Aber was soll nun jetzt aus Dir werden?'

Ich sah ihn erstaunt an. — ‚Was aus mir werden soll? Nun, dasselbe wie aus Dir! Jetzt ist der Moment, nach Frankreich zu gehen — und zwar gleich — mit dem nächsten Zuge — komm! Laß uns keine Zeit verlieren, fort!' —

Die Antwort, die er mir gab — die Antwort, die für Alle, welche Lassalle zu kennen glaubten, ewig räthselhaft bleiben wird, wie sie es für mich war, unbegreiflich von diesem Mann, mit diesem sonst so eigenwilligen, rücksichtslosen Charakter — diese Antwort entschied über unser Schicksal. — ‚Nein, jetzt will ich keine Entführung mehr! Wer bin ich denn, daß ich mich abweisen lassen soll, wie ein dummer Junge? Sie sollen mir ihr Kind freiwillig geben! Ich will sie schon dazu zwingen: nur aus den Händen Deiner Eltern will ich Dich in mein Haus führen! — Und darum kannst Du auch nicht bei mir bleiben; ich will nicht, daß die Welt auch nur das Geringste über unser Verhältniß zu sagen haben soll. Hatte ich bis jetzt Stärke genug, jeder Versuchung zu widerstehen — so können und müssen wir es auch zu Ende führen. Ich werde noch heute Abend an meine Mutter und meine Schwester, sowie an die

Gräfin telegraphiren. Eine von ihnen soll sofort kommen, und bei ihr bleibst Du bis zur Hochzeit. Bis dahin, bis meine Mutter ankommt, mußt Du zu irgend einer Freundin; denn bliebst Du im Hotel und überträte ich nie Deine Schwelle, bis wir Mann und Frau sind, die Welt wird doch allerlei Uebles denken — und das will ich nicht! — Die Eltern werden schon nachgeben — zuletzt, wenn sie sehen, daß es heiliger Ernst ist.' —

In dieser Situation fand uns meine Therese, die plötzlich, völlig athemlos hereinstürzte und ausrief: ‚Um aller Heiligen willen, gnädiges Fräulein, machen Sie, daß Sie fort kommen — man sucht Sie — es ist Alles aus! In des Himmels Namen, reisen Sie geschwind fort; ich hab' 'nen Wagen mitgebracht, der nächste Zug geht in einer Viertelstunde; Sie können die gare noch gerade erreichen.' — Noch einmal wandte ich mich hoffend zu Lassale — er blieb bei seiner Entscheidung. ‚Laß uns den Wagen benutzen. Wo wohnt Deine Freundin, zu der Du gehen kannst, bis ich Alles eingerichtet?' " —

Helene berichtet nun des Weiteren über die schützende Aufnahme seitens der Letzteren und wie Lassalle — den Warnungen das Gehör verschließend — einer Begegnung mit Helenes Mutter

in dem Hause der Freundin nicht aus dem Wege gegangen, vielmehr, als er dieselbe kommen sah, eine solche mit dem Ausrufe herbeigeführt habe: „Die schickt uns der Himmel, ich will sie sehen und sprechen!“

Im Verlaufe der sich hieran anschließenden Scene wurde Lassalle — nach vorausgegangenen heißen Reden — von der Mutter Helenes vorgeworfen, derselbe habe Letztere zu einem unerhörten Schritt verleitet: „sie hat das Vaterhaus verlassen und weigert sich zurückzukommen! Sie haben mir mein Kind gestohlen!“ Worauf Lassalle ruhig und lächelnd erwiderte: „Sie meinen, ich habe Ihr Kind gestohlen, meine Gnädige? Sie werden sehen, wie Unrecht Sie haben! Helene, thust Du Alles und Jedes für mich? Giebt es kein Opfer, das Dir für mich zu schwer würde? Willst Du auf einen Wink von mir mit mir gehen, oder thun, um was ich Dich bitte?“

‚Gewiß‘ — erwiderte ich ohne Zaudern, wenn auch mit angstvollem Herzen — ‚Alles will ich thun, was Du willst; ich gehe sofort mit Dir! Verlange, was Du erdenken kannst — nur nicht mit den Meinen zu gehen.‘ —

‚Und gerade das verlange ich! Und für mich als das größte Opfer, welches Du mir

bringen kannſt. Wirſt Du es thun? Willſt Du?' —

‚Wenn Du es wirklich verlangſt, es verlangen kannſt — ja! — Aber bedenke, was Du thuſt! Mir iſt's ſchrecklich bange! Laß mich nicht zu ihnen zurück — ich zittere davor!' —

‚Du wirſt es für mich thun,' ſagte er feſt. ‚Und jetzt, meine gnädigſte Frau, gebe ich Ihnen Ihr Kind zurück! Hören Sie: ich, der mit Ihrer Tochter machen konnte, was ich wollte, habe ſie Ihnen — allerdings nur auf kurze Zeit — zurückgegeben. Sie geht nur mit Ihnen, weil ich es will — vergeſſen Sie das nie — und nun leben Sie wohl!' Damit wandte er ſich zu mir, nahm mich in ſeine Arme und ſagte, mich an ſeinem Herzen haltend: ‚Adieu jetzt für kurze Zeit! Ich werde Dir, was Du jetzt für mich thuſt, dieſen Rücktritt in Dein Elternhaus nie vergeſſen, kann es Dir nie genug danken! Mehr verlange ich nicht von Deinem Willen, Deiner Stärke. Ich weiß, das iſt unendlich viel; Alles Andere iſt jetzt meine Sache. Ich werde Alles wiſſen, was ſie mit Dir vornehmen, und bei dem geringſten Unrecht hole ich Dich ſofort! Das bedenke und ſei nicht unglücklich; ſie ſollen Dich nicht lange behalten. Füge Dich geduldig eine kurze Zeit in

es ſchon wieder in Ordnung. Aber was ſoll nun jetzt aus Dir werden?'

Ich ſah ihn erſtaunt an. — ‚Was aus mir werden ſoll? Nun, daſſelbe wie aus Dir! Jetzt iſt der Moment, nach Frankreich zu gehen — und zwar gleich — mit dem nächſten Zuge — komm! Laß uns keine Zeit verlieren, fort!' —

Die Antwort, die er mir gab — die Antwort, die für Alle, welche Laſſalle zu kennen glaubten, ewig räthſelhaft bleiben wird, wie ſie es für mich war, unbegreiflich von dieſem Mann, mit dieſem ſonſt ſo eigenwilligen, rückſichtsloſen Charakter — dieſe Antwort entſchied über unſer Schickſal. — ‚Nein, jetzt will ich keine Entführung mehr! Wer bin ich denn, daß ich mich abweiſen laſſen ſoll, wie ein dummer Junge? Sie ſollen mir ihr Kind freiwillig geben! Ich will ſie ſchon dazu zwingen: nur aus den Händen Deiner Eltern will ich Dich in mein Haus führen! — Und darum kannſt Du auch nicht bei mir bleiben; ich will nicht, daß die Welt auch nur das Geringſte über unſer Verhältniß zu ſagen haben ſoll. Hatte ich bis jetzt Stärke genug, jeder Verſuchung zu widerſtehen — ſo können und müſſen wir es auch zu Ende führen. Ich werde noch heute Abend an meine Mutter und meine Schweſter, ſowie an die

Gräfin telegraphiren. Eine von ihnen soll sofort kommen, und bei ihr bleibst Du bis zur Hochzeit. Bis dahin, bis meine Mutter ankommt, mußt Du zu irgend einer Freundin; denn bliebst Du im Hotel und überträte ich nie Deine Schwelle, bis wir Mann und Frau sind, die Welt wird doch allerlei Uebles denken — und das will ich nicht! — Die Eltern werden schon nachgeben — zuletzt, wenn sie sehen, daß es heiliger Ernst ist.' —

In dieser Situation fand uns meine Therese, die plötzlich, völlig athemlos hereinstürzte und ausrief: ‚Um aller Heiligen willen, gnädiges Fräulein, machen Sie, daß Sie fort kommen — man sucht Sie — es ist Alles aus! In des Himmels Namen, reisen Sie geschwind fort; ich hab' 'nen Wagen mitgebracht, der nächste Zug geht in einer Viertelstunde; Sie können die gare noch gerade erreichen.' — Noch einmal wandte ich mich hofend zu Lassale — er blieb bei seiner Entscheidung. ‚Laß uns den Wagen benutzen. Wo wohnt Deine Freundin, zu der Du gehen kannst, bis ich Alles eingerichtet?' " —

Helene berichtet nun des Weiteren über die schützende Aufnahme seitens der Letzteren und wie Lassalle — den Warnungen das Gehör verschließend — einer Begegnung mit Helenes Mutter

in dem Hause der Freundin nicht aus dem Wege gegangen, vielmehr, als er dieselbe kommen sah, eine solche mit dem Ausrufe herbeigeführt habe: „Die schickt uns der Himmel, ich will sie sehen und sprechen!“

Im Verlaufe der sich hieran anschließenden Scene wurde Lassalle — nach vorausgegangenen heißen Reden — von der Mutter Helenes vorgeworfen, derselbe habe Letztere zu einem unerhörten Schritt verleitet: „sie hat das Vaterhaus verlassen und weigert sich zurückzukommen! Sie haben mir mein Kind gestohlen!“ Worauf Lassalle ruhig und lächelnd erwiderte: „Sie meinen, ich habe Ihr Kind gestohlen, meine Gnädige? Sie werden sehen, wie Unrecht Sie haben! Helene, thust Du Alles und Jedes für mich? Giebt es kein Opfer, das Dir für mich zu schwer würde? Willst Du auf einen Wink von mir mit mir gehen, oder thun, um was ich Dich bitte?“

‚Gewiß‘ — erwiderte ich ohne Zaudern, wenn auch mit angstvollem Herzen — ‚Alles will ich thun, was Du willst; ich gehe sofort mit Dir! Verlange, was Du erdenken kannst — nur nicht mit den Meinen zu gehen.‘ —

‚Und gerade das verlange ich! Und für mich als das größte Opfer, welches Du mir

bringen kannſt. Wirſt Du es thun? Willſt Du?' —

‚Wenn Du es wirklich verlangſt, es verlangen kannſt — ja! — Aber bedenke, was Du thuſt! Mir iſt's ſchrecklich bange! Laß mich nicht zu ihnen zurück — ich zittere davor!' —

‚Du wirſt es für mich thun,' ſagte er feſt. ‚Und jetzt, meine gnädigſte Frau, gebe ich Ihnen Ihr Kind zurück! Hören Sie: ich, der mit Ihrer Tochter machen konnte, was ich wollte, habe ſie Ihnen — allerdings nur auf kurze Zeit — zurückgegeben. Sie geht nur mit Ihnen, weil ich es will — vergeſſen Sie das nie — und nun leben Sie wohl!' Damit wandte er ſich zu mir, nahm mich in ſeine Arme und ſagte, mich an ſeinem Herzen haltend: ‚Adieu jetzt für kurze Zeit! Ich werde Dir, was Du jetzt für mich thuſt, dieſen Rücktritt in Dein Elternhaus nie vergeſſen, kann es Dir nie genug danken! Mehr verlange ich nicht von Deinem Willen, Deiner Stärke. Ich weiß, das iſt unendlich viel; Alles Andere iſt jetzt meine Sache. Ich werde Alles wiſſen, was ſie mit Dir vornehmen, und bei dem geringſten Unrecht hole ich Dich ſofort! Das bedenke und ſei nicht unglücklich; ſie ſollen Dich nicht lange behalten. Füge Dich geduldig eine kurze Zeit in

ihren Willen; der meine ist der stärkere, wir siegen! Und nun Adieu für kurze Zeit!'

Ein Kuß — ein Händedruck — er ging und — ich habe ihn nie wiedergesehen." —

Dieser Geschichtserzählung ist wenig beizufügen. Die Biographen Lassalles haben alle Helene darin Recht gegeben, daß Lassalle in diesem Augenblicke seines Lebens nicht Lassalle war, und das war es, was er sich niemals verzieh. Einerlei — so schreibt einer derselben — was die psychologisch-physiologische Ursache war, er handelte zum ersten Mal in seinem Leben unentschlossen, spießbürgerlich konventionell, statt Helene von D. zu entführen, bot er ihr den Arm und führte sie zu ihren Eltern zurück, um auf gesetzliche und bürgerliche Weise um ihre Hand zu werben. Lassalle hat, wie wir später sehen werden, das Deplacirte seiner Handlungsweise sehr wohl eingesehen. Er hat nicht unterlassen, sich selbst mit Hohn und Spott zu begießen. Der Schlüssel zur Lösung des Verhaltens, das Helene „räthselhaft" nennt, lag aber sicherlich nur in seiner maßlosen Eitelkeit. Er, der sich rühmte, von den größten Geistern Deutschlands und anderen Ländern Europas aufgesucht zu werden, den die Arbeiter wie einen Propheten verehrten, er, den Heine den „Messias des neunzehnten

Jahrhunderts“ genannt hatte, wollte nicht wie ein Rinaldo Rinaldini zurückgewiesen werden. Dazu kam das stolze Selbstvertrauen, das ihn auszeichnete und das ihn hoffen ließ, alle sich ihm entgegenthürmenden Hindernisse überwinden zu können. Möglich auch, daß er der Mutter Helenes zeigen wollte, welche Macht er über die Tochter ausübte und daß er sich in der Rolle des Großmüthigen gefiel, erwartend, daß die Eltern Helenes dadurch bezwungen werden würden.

Hat er sich endlich nicht selbst getäuscht, so war in dem damaligen Stadium seine Liebe zu Helene vom Siedepunkt weit entfernt; ja es wurde ihm sogar, wie wir hören werden, die Absicht untergeschoben, es sei ihm um eine konventionelle Heirath zu thun gewesen, um durch die Verbindung mit einem adeligen und wohlhabenden Mädchen seine gesellschaftliche Position günstiger zu gestalten.

Spuren von Thränen, die dem Briefſteller über die Wangen geglitten ſein mögen. Adreſſat iſt durchweg der Rechtsanwalt Holthoff in Berlin, Ferdinands treueſter Freund und allbewährter juriſtiſcher Rathgeber.

Mit dieſen acht Briefen iſt aber Laſſalles Korreſpondenz mit Holthoff nicht erſchöpft; von einem Briefe wiſſen wir, daß Holthoff ihn an Helenes Vater ſandte; andere ſind nicht mehr zur Stelle, die Freunde haben aufgeräumt.

Man hat der Verſuchung widerſtanden, beſonders markante Stellen der Korreſpondenz durch in die Augen fallenden Druck deutlich zu machen. Im Intereſſe der Treue ſind nur jene Worte geſperrt gedruckt, auf die der Briefſchreiber ſelbſt durch ein- oder mehrmaliges Unterſtreichen den Nachdruck gelegt hat.

Für diejenigen Leſer endlich, welche die Handſchrift Laſſalles nicht kennen ſollten, haben wir im Anhang einen der Briefe in Facſimile abgedruckt.

Laſſen wir nun Laſſalle ſelbſt reden.

L L

Theurer Freund!

Warum habe ich Ihnen nicht gefolgt und Helenen entführt, ohne daß zuvor irgend eine Kunde von meiner Anweſenheit zu den Eltern gedrungen war! Es wäre mir das in Bern ſo kinderleicht geweſen! Aber Helene bat, zuerſt alle Wege der Güte und Loyalität zu verſuchen, ehe man zu den äußerſten Mitteln griffe. Meiner eigenen ſchwachen Seite, der Loyalität, entſprach das auch und ſo gab ich nach! Jetzt habe ich die Belohnung! Geſtern Abend hier angekommen fand ich ſchon Alles in Aufruhr. Helene, die einige Stunden vor mir angekommen war, hatte Alles mitgetheilt — und des Vaters Empörung war grenzenlos. Er brachte auch die Mutter, die ſchon nachgab, wieder hiervon zurück. Von dem indignen Benehmen gegen mich — den Vater habe ich noch gar nicht geſehen; er ſchickte mir nur

zwei Verwandte mit lächerlichen Drohungen; die Mutter ſprach ich einige Momente an einem dritten Ort, wo ſie war — will ich gar nicht reden. Aber das Benehmen gegen Helene iſt empörend! Sie iſt eingeſchloſſen, Niemand, keine Freundin wird zu ihr in's Zimmer gelaſſen, ſie iſt völlig ſequeſtrirt*) und leidet unendliches. Ihre Entſchloſſenheit iſt der meinen gleich. Ich bin entſchloſſen, mag es gehen wie es will, vor nichts zurückzuweichen. Das größte Unglück kann und wird vielleicht entſtehen, denn mein Entſchluß kennt keine Grenzen.

Der Einzige, der namenloſe Folgen abwenden und Alles vielleicht noch im Guten beilegen kann, ſind Sie. Wollen Sie für mich, für Helene kommen? Telegraphiſche Antwort im Falle der Annahme unſerer Bitte!

In einem halb ſinnloſen Zuſtand

Ihr

Genf, 4. Auguſt. **F. Laſſalle.**

Pension Bovet, aux Pâcquès,
rue aux Pâcquès Nr. 27.

*) Nach Helenes Erzählung waren ſelbſt die Fenſterläden ihres Zimmers vernagelt worden.

Die Aufregung Laſſalles ſpiegelt ſich noch in zwei weiteren Briefen deſſelben vom gleichen Tage. In dem einen, worin er — in fliegender Eile — einen ſeiner Züricher Freunde herbeiruft, ſchreibt er: „Es handelt ſich um einen rein perſönlichen Dienſt, aber um Leben und Tod.“ Und in einem Briefe an die Gräfin Hatzfeld heißt es: „Ich kann nicht anders, obgleich ich ſeit vierundzwanzig Stunden dagegen ankämpfe, aber ich muß mich ausweinen an der Bruſt meines beſten und einzigen Freundes. Ich bin ſo unglücklich, daß ich weine, ſeit fünfzehn Jahren zum erſten Male! Was mich dabei noch mehr zermartert, iſt das Verbrechen meiner Dummheit! Ich fühle mich ſo ſteinunglücklich, daß ich mich autoriſirt fühle, Sie zu bitten, blos zu meinem Troſte ſofort herzukommen. Sie ſind ja doch die Einzige, die weiß, was es heißt, wenn ich Eiſerner mich unter Thränen winde wie ein Wurm! Wohin bin ich gekommen! Ich, der allgemeine Rather und Helfer bin rath- und hülflos und brauche Andere! Meine Dummheit richtet mich hin! Der Gewiſſensbiß frißt mich auf! Aber wenn ich mein Verbrechen (scil. das Verbrechen ſeiner Dummheit) nicht wieder gut mache, koſte es was es wolle, und um jeden Preis, ſo will ich mein Haupt ſcheeren

und Mönch werden. Wenn ich dieſe Sache nicht durchſetze — und ich zweifle ſehr daran, ſo bin ich für immer gebrochen und fertig mit Allem. Noch viel mehr vielleicht, als des Mädchens Verluſt zerbricht mich meine Gimpelei. Wenn ich ſie nicht durch Sieg ausgleichen kann, verachte ich mich ſelbſt für immer auf das Schnödeſte.“

Der nachfolgende Brief trägt kein Datum. Der Zusammenhang ergiebt aber, daß derselbe in Genf an dem folgenden Tage, also Freitag, den 5. August 1864 geschrieben wurde.

Lieber und theurer Freund!

Mühsam gewinne ich die nothdürftigste Selbstbeherrschung, um Ihnen einen etwas klareren Bericht zu geben, als mein Schreiben von gestern enthalten haben wird. Meine Stimmung Ihnen zu beschreiben ist unmöglich! Ich habe fast während zwei Tagen jeden freien Augenblick benutzt, um — ich schäme mich nicht, es zu sagen, aber es ist entsetzlich — um zu weinen! Was meinen Schmerz geradezu bis zum Wahnsinn steigert, ist der Stachel des Vorwurfs, den ich mir jeden Moment — ich kann es nicht lassen — mit einer satanischen Grausamkeit in die Flanke drücke! Ich bin mir an allem selbst Schuld. Denn ich hatte acht Tage lang den Vogel in meinen Händen. Ich hätte sie nach Italien entführen können und sie wäre heut bereits mein angetrautes Weib! Aber sie hatte mir — ich werde

Ihnen ihren nach Rigi-Kaltbad geschriebenen Brief zeigen*) — so rührend und anständig geschrieben, wir möchten doch mit den anständigen Mitteln beginnen und nur erst, wenn diese fehl schlügen, zu anderen Wegen übergehen! Sie hatte mir dies sogar als Bedingung gestellt. Als ich nun nach Bern kam, machte ich allerdings Gegenvorstellungen, erinnerte an Ihren Rath. Aber sie war so guten Muthes, stellte sich die Sache so leicht vor, war so sicher, wenn auch mit einiger Querel, die Zustimmung auf dem bürgerlich anständigen Wege zu erlangen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, sie quasi mit Gewalt

*) Manches von diesem Briefe, d. d. Wabern, 26. Juli, ist dem geneigten Leser bereits bekannt aus dem Seite 39 abgedruckten Briefe Helenes an Holthoff vom 28. Juli 1864. Mit Uebergehung der Wiederholungen sollen hier nur ein paar bedeutungsvolle Stellen mitgetheilt werden. „— — diesmal, Freund Satan, wird Ihnen das Kind beweisen, daß es seine teuflische Verwandtschaft fühlt, daß Ihre dämonische Nähe endlich dahin gewirkt hat, daß die Natur aus ihrem langen Schlaf erwacht, und ein Tropfen Ihres satanischen Blutes in ihre Adern gedrungen ist, ihr Kraft und Lust zum Leben gebend.

zu überreden. Tu dieu! Wenn ich absolut darauf bestanden hätte — hier beißen wieder alle Laokoons Schlangen in meine Eingeweide — sie wäre mir, das unterliegt auch nicht dem entferntesten Zweifel, sofort nach Italien gefolgt. Aber theils war sie so fest von dem glücklichen Ausgang des Weges zur Güte überzeugt, daß ich ihr mindestens den Selbstvorwurf ersparen wollte, sich später, falls sie durch Entführung meine Frau wurde, zu sagen: es wäre auch anders gegangen. Theils wußte ich eben deshalb nicht recht, was antworten, wenn sie mir sagte: „Wir fangen ja nur auf diesem Wege an. Wir hören ja damit

Als ich Sie verließ und zum letzten Mal Ihre Lippen meine Hand berührten, da sagte ich mir, daß, ehe ich Wäggis verlasse, mein Entschluß fürs Leben gefaßt sein soll. Eh bien! c'est fait! Und nun wissen Sie auch mit Ihrem schönen, herrlichen Geiste und ihrer so großartigen, aber mir lieben Eitelkeit, wie mein Entschluß lautet. Ich will und werde Ihr Weib sein! — Sie sagten mir gestern, Abend: „Sagen Sie nur ein vernünftiges, selbstständiges ‚Ja' — et je me charge du reste." Gut, mein ‚Ja' ist da — chargez — vous donc du reste."

nicht auf. Mißlingt der Verſuch, gut, ſo greifen wir zu den anderen Mitteln.“ Theils endlich, um die ganze Wahrheit zu geſtehen, wußte ich vor unſerer jetzigen Trennung noch gar nicht, wie ſehr ich Helenen liebte! Seit vorgeſtern Nacht erſt weiß ich es! Bis dahin erfreute ich mich weit mehr des leicht gewonnenen Glückes, ließ mich mehr mit Wohlgefallen und Befriedigung heirathen, als daß ich auch nur eine Ahnung gehabt hätte, wie innerlich dieſe Liebe mir geworden war. Erſt mit der Trennung iſt mir dies wie durch eine Offenbarung klar geworden und kein Löwe hat ſich jemals ſo mit eigenem Schweif die Flanken zerpeitſcht, wie ich in wahnſinnigem Selbſtvorwurf mich zergeißle!

O, warum habe ich nicht beſſer auf Ihre Worte geachtet! Helene wollte der Geſchichte, die ich ihr erzählte, gar keine Wichtigkeit beilegen, nahm's oben hin und ſchloß immer: après tout, das Andere, zu dem ich dann freilich felſenfeſt entſchloſſen bin, bleibt uns ja immer!

Genug, jetzt iſt die Lage ſo: Ich habe den Vater (den Helene durch vorzeitiges Geſtändniß — das Nähere mündlich — an die Mutter benachrichtigt hatte) nicht mal ſprechen können. Helene

ist unter vollständiger Sequestration, so daß ich schon im Begriff war, hiergegen den Tribunalspräsidenten anrufen lassen zu wollen, als ich auch in dieser Demarche durch die Nachricht gelähmt wurde: sie sei gestern früh schnell und heimlich von hier fortgebracht (wie es hieß nach Culm, zu einem Schwager — wie ist sein Name? — wenigstens erzählte sie mir vorgestern in dem Augenblick, wo ich sie bei meiner Ankunft sah, noch selbst von diesem Plane ihres Vaters).

Gestern Abend schickte ihr Vater zwei Verwandte zu mir und ließ mir sagen: Helene sei fort. Das kann eben so gut sein, um mich zu täuschen. Verschiedene Nachrichten, die ich eingezogen, bestätigen es aber. Verschiedene andere aber widersprechen bestimmt. Obgleich ich das ganze Haus mit Spähern umstellt habe, habe ich noch keine Gewißheit und weiß nicht, was glauben! Nicht ein Brief von mir konnte hineindringen, nicht ein Brief von ihr hinaus — seit dem letzten, im ersten Augenblick meiner Ankunft von ihr erhaltenen. Der Vater scheint seine Leute mit eiserner Zuchtruthe zu beherrschen. Er wendet gegen mich die ganze Kraft vollster Rücksichtslosigkeit an, während ich der Dummkopf war, eine Großmuths- und bürgerliche Anstandskomödie

mit ihm zu ſpielen! Daher ſein entſchiedener Sieg und mein verdientes Unglück!

In dieſer Lage bin ich. Es kann vielleicht noch Tage dauern, bis ich mit Gewißheit erfahre, ob ſie hier, ob ſie fort iſt. Wohin ſie in letzterem Fall gebracht iſt, kann ich hier gar nicht, ſondern nur durch Sie erfahren!

So ſtehen die Dinge vorläufig! Was ich zu allem Anderen noch fürchte, iſt, daß es mit der Zeit gelingt, ihren Willen zu beugen. Sie iſt ſchwach, energiſch im Moment, aber nicht ausdauernd. Ihr letzter Brief an mich — nach dem großen éclat mit ihrem Vater — iſt zwar noch felſenfeſt und das Rührendſte, was es geben kann, (Sie ſollen ihn in Berlin leſen) aber ich fürchte, das haftet nicht lange, wenn ſie gar nichts von mir hört.

Was nun?

Ich weiß es nicht. Nur das Eine weiß ich: Ich muß Helene haben. Arbeiterverein, Politik, Wiſſenſchaft, Gefängniß, alles iſt mir abſolut verblaßt in meinem Innern bei dem Gedanken, Helenen wieder zu erobern.

Wiſſen Sie ein Mittel? Können Sie gut machen, was ein Dummkopf verdorben hat? Wenn Sie irgend etwas für mich thun können, Holthoff, ſo werde ich Ihnen auf meinen Knieen

danken! Und bedenken Sie, Sie ſtehen von Gott und Rechtswegen jetzt nothwendig ganz und ungetheilt auf meiner Seite. Ich fechte für ein Weib, das mich raſend liebt und das ich jetzt noch raſender liebe, als ich ſogar von ihr geliebt werde. Ich muß ſie haben, gleichviel was und wieviel, welche Opfer und welche Zeit ich daran ſetzen ſollte! Ich würde ſie durch Verbrechen erkaufen! Alles tritt mir verblaſſend vor ihr zurück.

Ich bin namenlos unglücklich, lieber Holthoff! Wenn ein ſo ſtarkes Herz, wie das meinige, die Selbſtbeherrſchung verliert, dann iſt es dreifach namenlos elend! Ich weine die ganze Zeit, in der ich dies ſchreibe. Ich habe unter den entſetzlichen Vorwürfen über meine Loyalitätspinſelei auch allen Glauben an mich ſelbſt, allen Stolz verloren und ich breche zuſammen, wie ein morſches Brett!

Ich bitte Sie, ſchreiben Sie mir gleich: 1. was Sie für mich thun wollen, um doch noch des Vaters Einwilligung zu erlangen, 2. was, um auf anderem Wege mir zu helfen, 3. wo ſie iſt.

Wenn ich ſie doch nur noch einmal auf 2 Stunden in meinen Armen hätte, im Nu wäre ich mit ihr in Caprera, wo mich Garibaldis

Geiſtlicher ſofort, auch ohne Papiere, mit ihr traute und Alles wäre aus.

Ich Dummkopf!

Schreiben Sie mir alſo — ja wohin? Ich weiß gar nicht, wohin mich die nächſte Nachricht reiſen macht! Gut, ſchreiben Sie nach Baſel poste restante. Denn vielleicht gehe ich zum 15. Auguſt nach Karlsruhe — alles aus einem mit Helene zuſammenhängenden Plane, denn anderes denke ich gar nicht — und nehme den Brief in Baſel mit, oder laſſe ihn mir von dort ſchicken.

Adieu Holthoff! Ich bin ſehr, ſehr unglücklich, was noch nie Jemand von mir gehört hat. Haben Sie Mitleid!

Ihr

F. L.

Vielleicht wenn Sie ihren Aufenthalt erfahren und ihr ſchreiben, könnten Sie ihr dieſen Brief beilegen, damit ſie weiß, wie's mir um's Herz iſt!

Der folgende Brief iſt undatirt. Aus dem Inhalt ergiebt ſich aber, daß derſelbe gleichfalls in Genf und zwar am 5. bezw. 6. Auguſt 1864 geſchrieben wurde.

V.

Theurer Freund!

Mein einziger Troſt iſt, Ihnen zu ſchreiben! Sie ſind der Einzige, von dem ich noch Hülfe erwarte.

Von der Verwüſtung, die in mir vorgegangen iſt, kann ich Ihnen keine Vorſtellung geben! Wer mir noch vor drei Tagen geſagt hätte, daß ich Helenen ſo liebe, wie ich es thue, wie ich es jetzt fühle, dem würde ich in's Geſicht gelacht haben! Sie iſt mein einziger, einziger Gedanke! Um ſie zu weinen, die einzige Wolluſt und Erleichterung, die ich habe.

Obgleich fremd hier, habe ich ihr Haus mit fünffacher Wache, Tag und Nacht, umgeben. Die heutigen Berichte lauten einſtimmig, ſie ſei noch da, noch nicht verreiſt, ein Hoffnungsfunken! Aber blos ein Funken!

Während Herr v. D. mich — wie lächerlich — mit Ausweiſung bedrohen ließ, habe ich

heut im Gegentheil die Polizei in Bewegung zu ſetzen gewußt, um ſicher zu erfahren, ob Helene noch da iſt oder nicht. Ein hochgeſtellter Staatsbeamter — es iſt hier eine radikale Regierung — hat mir bis morgen Auskunft verſprochen.

Wer weiß, ob ſie zuverläſſig iſt. Iſt ſie es, ſo wende ich mich an einen Advokaten und durch dieſen an den Tribunalspräſidenten, um der Sequeſtration ein Ende zu machen!

Wer es unternehmen wollte, meine Leiden zu beſchreiben, oder ſich auch nur vorzuſtellen, wäre ein Narr! Ich erkenne mich ſelbſt nicht mehr! Nie hat die Leidenſchaft ſo ſehr meine Vernunft beſiegt! Manchmal kommt mir die Luſt Herrn v. D. zu tödten! Oder mit gewaffneter Hand das Landhaus zu überfallen! Meine Vernunft hohnlacht dann freilich noch über den empörten Zuſtand meiner Phantaſie. Aber ein ſolches Daſein iſt doch ſchrecklich!

Iſt Helene nur noch da, ſo iſt Alles gut. Ich reiſe dann ab. Ihre Clauſur hat dann ein Ende. Und ich laſſe ſie dann von Anderen entführen bis zum Reunionsort.

Aber, iſt ſie noch da?

Können Sie mir gar nicht helfen, Freund, theurer Freund! Können Sie nicht herfliegen?

L L

Sagen Sie Herrn v. D., daß es gefährlich ist, mich auf's Alleräußerste zu bringen. Wenn ich etwas bin, so bin ich ganz gewiß ein ennemi terrible! Mein Leben werde ich daran setzen, und lachend, um dies Weib wieder zu gewinnen, das ich in fabelhaftem Leichtsinn verloren habe!

Wenn Sie noch einen einzigen sicheren Weg der Hülfe wissen, so ist mein ganzes Leben nur ein schwacher, schwacher Zoll des Dankes für Sie! Sie können es mir dann nach Belieben auf Eins, Zwei, Drei abkommandiren!

Ihr

F. L.

Brieflich werden Sie wohl beim Vater nichts thun können; mündlich vielleicht! Ist es Ihnen möglich zu kommen? Ich müßte dann jedenfalls telegraphisch benachrichtigt werden und zwar doppelt; einmal hierher, Genf, Pension Bovet, und dann nach Basel, Telegraphenbureau restante.

Freitag Nacht 10 Uhr.

Sonnabend früh! Was mich so rasend macht, ist die Complikation der Umstände. Wäre ich frei wie sonst, so würde ich bei der absoluten

Entſchloſſenheit, die ich in mir fühle, auch ſicher darauf rechnen, mich ihrer zu bemächtigen und wenn ſie der Vater im Monde verbärge. Aber dieſe nichtswürdigen ſechs Monate, die mich kampfunfähig für dieſe Zeit machen. *) Und ſehr lange hält, ich fürchte, fürchte, Helenens Charakter auf ſie geübten Druck nicht aus! Und wenn ſelbſt, ihre Leiden! Doktor, ich bin in einer Verzweiflung, von der Sie auch gar nicht einmal eine Vorſtellung haben! Ich höre den ganzen Tag vor mir den ſüßen und zitternden Ton, mit welchem Helene das letzte Wort ſprach! Wenn Sie nur irgendwie einen möglichen, wenn auch noch ſo ungewiſſen Weg der Hülfe wiſſen, ſo ergreifen Sie ihn. Wenn es, und wäre es mit den größten Opfern, denkbar iſt, daß Sie Berlin verlaſſen, ſo thun Sie es ſofort! — Abſolutes Stillſchweigen gegen Alle brauche ich Ihnen nicht erſt anzuempfehlen.

Ihr

F. L.

*) Wegen eines politiſchen Vergehens war Laſſalle im Juni 1864 in Düſſeldorf zu einer ſechsmonatlichen Gefängnißſtrafe verurtheilt worden.

Die Umſtände ergeben für den folgenden Brief das Datum: 9. Auguſt; Ort: noch Genf.

I.

Lieber Holkhoff!

Ich erhalte Ihren Brief vom 7. Wenn ich nicht wüßte, daß Ihr Herz beſſer iſt, als Ihr Brief, würden Sie nie wieder einen Brief von mir bekommen.

Das einzige vernünftige Wort in Ihrem Briefe iſt, daß „rückwärts“ unmöglich!

Der Rath, den Sie, wie Sie ſchreiben, neulich Helene nach Bern gegeben haben, „übereilte“ Schritte zu vermeiden, iſt viel ſchlechter als der entgegengeſetzte Rath. Leider haben wir im Sinne dieſes „Nichtübereilens“ gehandelt. Das einzig Vernünftige war, von Bern aus mit Helene nach Italien durchzugehen, dann war ſie bereits mein kirchlich angetrautes Weib. Das einzig Vernünftige war diesmal alſo die übereilte Handlung! Daß ich diesmal nicht übereilt, daß

ich bürgerlich ruhig und anſtändig handeln wollte, daran wird mein Leben zerſchellen, das ich in allen Kämpfen gerettet.

Ihre Rechnungen, Freund, ſind falſch. Helene hat leider gar keinen Einfluß auf ihre Eltern. Und die Mutter iſt auf das Entſchiedenſte gegen mich. Als Helene mir, da ſie hier in der Penſion Bovet in mein Zimmer trat, erzählte, die Mutter habe, das Unvermeidliche erkennend, bereits den Vater für mich beſtürmt, da rechnete ich auch darauf, dies würde fortdauern, und eine gütliche Löſung herbeiführen. Wäre dieſe Mittheilung nicht geweſen, nie hätte ich Helene der Mutter zurückgeführt. Ich hätte ſie in meinem Zimmer behalten und gegen den Vater vertheidigt. Da ſie über einundzwanzig Jahre alt, konnte er es nicht erzwingen, denn ſie iſt hier majeure, und kann wohnen, wo ſie will. Nichtübereilung, Verlaß auf das Herz der Mutter, der Wunſch Helenen großen Skandal zu erſparen, hat mich zu Grunde gerichtet: Jetzt iſt der Skandal doch da. **Ganz Genf weiß,** daß Helene auf mein Zimmer in die Penſion Bovet gekommen iſt. Nicht von mir, aber die ganze Penſion hat ſie hinein und dann an meinem Arm hinauskommen ſehen.

General Klapka erzählte es mir am andern Tag!! Helene ist **compromittirt,** auch wenn sie einen andern Mann nähme. Ich bin der einzige Mann, der sie von dieser Handlung releviren kann. Und so compromittiren diese eigensinnigen Eltern lieber ihr eigenes Kind, als sie mir zu geben! — Die Mutter ist, statt den Vater zu bitten, ebenso eingenommen gegen mich wie er. Als vorgestern einer ihrer Bekannten, der General Bethlen, sie besuchte, um ihr für mich von der Sache zu sprechen, schnitt sie ihm sofort das Wort ab. Das Unglück geht bis in die kleinsten Details. Die Gräfin Coradscha, die mir — durch Klapka bestimmt — die Affaire hätte arrangiren können (eine große Freundin der Familie) ist verreist. Ebenso Andere. Madame Arson aus Bern, die durchaus für mich ist, und großen Einfluß hat, in Interlaken an dem Krankenlager einer Freundin zurückgehalten. Die Sterne sind gegen mich. Die Sache wäre sehr einfach, wenn ich nur einen Weg hätte, einen einzigen Brief an Helenen gelangen zu lassen. Aber sie ist so sequestrirt, daß es unmöglich ist bis jetzt, ihr einen Brief zu bestellen! Ich, der ich in allen Zuchthäusern und Gefängnissen nach links und rechts hin sofort zu korrespondiren

wußte, habe noch kein Mittel gefunden, in acht Tagen ihr eine einzige Zeile zukommen zu lassen. Sogar vor den Bekannten des Hauses wird sie verleugnet. Man erhält das Gerücht, daß sie fort sei. Donnerstag erklärte mir Herr N. auf sein Ehrenwort, daß sie schon Vormittag fort sei — und Sonnabend Abend ist es mir gelungen, sie mit eigenen glücklichen Augen zu sehen, sie zu grüßen und von ihr gegrüßt zu werden. Man hält zwar beharrlich allen Menschen gegenüber das Gerücht aufrecht, sie sei fort (in Seebädern des Nordens, früher hieß es bei einem Verwandten in Kulm), und möglich freilich wäre es, daß sie seit Sonnabend Abend fort ist. Aber alle Anzeichen deuten doch darauf hin, daß sie noch hier ist.

Sie sehen, theurer Freund, es bleibt mir nichts übrig, als mit dem Kopf gegen die Wand zu gehen, und diesmal ganz gewiß wird entweder Wand oder Kopf zerschellen.

Eine eiserne Ruhe und Schmerzlosigkeit ist seit gestern Abend über mich gekommen. Gestern hatte ich noch den furchtbarsten Ausbruch von Thränen, so daß ich wie ein Kind unter der Gewalt meines Schluchzens zusammenbrach. Seit heut bin ich zu Eisen geworden, fühllos gegen

mich ſelbſt, nur noch ein eiskalter, Körper gewordener Wille. Mit der Ruhe eines Schachſpielers werde ich dieſe Partie zu Ende ſpielen. Ich habe mir mein Ehrenwort gegeben, an dem Tage, wo ich Helene für verloren geben muß, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich habe laut meinen Freunden dies auf mein Ehrenwort erklärt, und Sie werden ſo gut wiſſen, wie meine anderen Freunde, daß dies von Stund an eine unwiderruflich beſchloſſene Thatſache iſt. Grade aus dieſem Gedanken habe ich die große und furchtbare Ruhe geſogen, die ſich jetzt meiner bemächtigt hat. Ich habe die Inventur meines Lebens gemacht. Es war groß, brav, wacker, tapfer und glänzend genug. Eine künftige Zeit wird mir gerecht zu werden wiſſen. Und ich werde alſo Helene haben oder überhaupt nicht mehr ſein und alſo auch nicht leiden. Ich habe alſo in keinem Fall etwas zu verlieren. Das iſt der tiefe Troſt, der mich ſtärkt und beruhigt.

Sehr lange Zeit werde ich auf Verſuche, Helene zu bekommen, nicht verwenden können. Ich habe keine Zeit, Luſt und Sinn mehr, mich in Berlin gegen Kriminalprozeſſe zu vertheidigen. Ich habe keine Zeit, auf die ſechs Monate in's Gefängniß zu gehen, denn ich könnte inzwiſchen

Helene verlieren. Ich könnte zwar vielleicht in Berlin Ausstand für die Strafe erlangen. Aber auch dies würde mir nichts nutzen. Denn ich kann den Anforderungen, die man von allen Seiten an mich richtet, in keiner Hinsicht entsprechen, bis ich Helene habe. Bis dahin kann ich an nichts Anderes denken. Für die Rolle eines Dummkopfs, an den große Forderungen gerichtet werden, die er nicht erfüllen kann, bin ich nicht gemacht. Zudem von dem bloßen Verlauf der Zeit etwas zu erwarten — ist mir nicht gegeben. Ich würde, obwohl ich nicht mehr jung bin, Monate und Jahre für Helene kämpfen können. Aber nur so, wenn ich jeden Tag an einem bestimmten Plan, sie zu erwerben, arbeiten kann. An dem Tage, wo ich nichts direkt hierauf in Bezug stehendes mehr zu thun weiß, hört für mich auch die Geschichte auf. Auf Zeitverlauf zu warten und inzwischen andere Dinge zu thun ist mir rein unmöglich. Wahrscheinlich also noch im Oktober wird das letzte Wort für mich gesagt sein. Dies beruhigt mich wunderbar. Die Partie wird scharf und kurz sein.

Mein Plan — ich weiß, daß Sie in jedem Falle ganz unfähig sind, mich zu verrathen — ist einfach folgender: Uebermorgen gehe ich nach

Karlsruh, um Freunde zu treffen und Himmel und Hölle in Bewegung zu ſetzen, um — die Fürſprache und Vermittlung des Königs von Bayern beim Vater zu erreichen! Sie werden lachen über dieſen romanhaften Plan, und ich lache ſelbſt darüber. Aber wo keine vernünftigen Wege mehr ſind, bleiben nur noch die romanhaften übrig.

Während ich fort bin, ſind alle Einrichtungen ſo getroffen, daß ich *dennoch da bin* und — Sie verrathen mich wie geſagt nicht, und zeigen keinem Menſchen, der da lebt, dieſen Brief — eine Kommunikation zwiſchen ihr und mir hergeſtellt wird. Mit einem Briefe von ihr wäre *Alles* gewonnen.

Hoffentlich glückt dies gerade in meiner Abweſenheit um ſo leichter. Mißglücken beide Wege, ſo kehre ich hierher von München zurück, um den letzten und tragiſchſten Theil des Kampfes auszuſpielen. *Vielleicht* — aber nicht ſehr wahrſcheinlich — käme ich dann noch vorher nach Berlin, um auch da noch Alles aufzurufen und aufzubieten, was ich kann, ehe ich zu den letzten und entſcheidenden Mitteln ſchreite. Vielleicht ſehen wir uns alſo überhaupt nicht mehr wieder!

In dieſer Lage darf ich mir daher erlauben, an Ihre Freundſchaft einige Bitten zu ſtellen:

1. Schreiben Sie ſofort Helenens Mutter einen Brief, worin ſie ihr beſonders die Betrachtung ſtark hervorheben, die ich oben mit zwei Seitenſtrichen am Rande (wie hier) bezeichnet habe. *)
2. Suchen Sie ſofort durch die Familie zu erfahren, wo Helene wirklich iſt. Das kann Ihnen ja nicht ſchwer werden, da Sie mit der ganzen Familie ſo befreundet. Aber laſſen Sie ſich um Gotteswillen nicht durch eine etwa abſichtlich ausgeſprengte falſche Nachricht täuſchen! So wie Sie den Ort und die Familie, bei der ſie iſt, genau wiſſen, telegraphiren Sie mir beide Namen doppelt nach Karlsruh im Erbprinz und gleichzeitig nach Genf, Telegraphenbureau restante. Die Depeſche unterzeichnen Sie mit einem beliebigen Vornamen oder mit dem Worte „Willnes“ (Name meines Sekretärs).

*) Die betreffende Stelle iſt, um ſie deutlich zu machen, Seite 89, 90, geſperrt bezw. fett gedruckt.

Iſt ſie wo anders und weiß ich wo, ſo kehrt auch dann — obgleich ich lieber hätte, ſie wäre hier — eine neue Lebenshoffnung in meine Bruſt zurück. Wo ſie auch ſei, meine Freundſchaft reicht durch Deutſchland, Belgien und Frankreich und es ſind begeiſterte Freunde, über die ich verfüge. Dazu kömmt, daß, wenn ich einerſeits hier jetzt ſo viele und vorzügliche Hülfsmittel aufgehäuft habe, wie ich in anderen Städten wieder erſt in Wochen werde zuſammenbringen können, ſie anderwärts auch unmöglich ſo rückſichtslos ſequeſtrirt werden kann, wie von dieſen despotiſchen Eltern. Andere wagen dies nicht. Auch für die Eltern iſt es, da ſie hier majeure iſt, geradezu ſträflich. Der Procureur général hier — ich habe mich darin bereits des Beiſtandes des hervorragendſten Mitgliedes der hieſigen Regierung verſichert — würde ſofort bereit ſein, mit Gewalt in das Haus zu dringen und ſie in Freiheit zu ſetzen. Aber noch ſind wir nicht über ein Mittel einig, wie ich bei dieſer visite domiciliaire zugegen ſein könnte. Und ohne meine Anweſenheit wage ich nicht, dieſen Akt vor ſich gehen zu laſſen. Denn ohne meine An-

weſenheit würde ſie, auf die nothwendige Frage des procureur, ob ſie das Haus der Eltern verlaſſen wollte, ob ſie gewaltſam oder frei in demſelben ſei, unter dem Druck der Eltern nicht die richtige Antwort zu geben wagen. Nur in meiner Anweſenheit hätte ſie dieſen Muth. Dieſer coup darf aber keinesfalls mißlingen. Denn mißlungen würde er nur die Erbitterung vermehren. Ich habe ihn alſo lieber aufgegeben, falls man ſich nicht dazu bequemt, mich aſſiſtiren zu laſſen.

3. So eben fällt mir noch ein Mittel ein, das ſehr gut wirken kann und in Folge deſſen noch eine dritte Bitte, die ich an Sie zu ſtellen habe.

Helene hat mir, als ſie mich vom Rigi holte, erzählt, daß Boeckh mit ihrem Vater befreundet war und iſt. Und Boeckh iſt jedenfalls Boeckh! Begeben Sie Sich in meinem Auftrag zu ihm, erzählen Sie ihm dieſe ganze thränenvolle und merkwürdige Geſchichte. Ihm können Sie ſogar dieſen Brief zeigen. Oder nein, ich verpflichte Sie ſogar, falls Sie mir den Gefallen thun, überhaupt zu ihm zu gehen, dieſen Brief ihm zu geben und bei ihm zurückzulaſſen. Er muß, wenn er mir meine Bitte erfüllen

soll und zwar in der Weise erfüllen soll, in der es allein nützlich und wirksam wäre, mit eigenen Augen sehen, in welcher Lage ich mich befinde, um was es sich für mich handelt und welchen Dienst er mir erweist! Bitten Sie ihn also in meinem Namen, er möge in einem Brief an Herrn v. D. für mich interveniren und respektive ihm mindestens schreiben, wer und was ich bin. Das Unglück ist nämlich, daß mich der letztere wirklich für einen Zigeuner hält! Er hat Helenen geradezu erklärt — sie hat es mir am Mittwoch noch geschrieben, im Moment che sie zu mir kam — es sei nicht meine politische Stellung, die ihn abhielte, sondern meine persönliche! Seine Berliner Vettern und Basen haben ihm die furchtbarsten Dinge über mich in den Kopf gesetzt. Er hat zu dem hiesigen Polizeipräsidenten gesagt: ich sei ein politischer agent provocateur! *) Und zu einem ihm befreundeten Manne, der jetzt mir befreundet ist, hat er gesagt: „Il y a

*) Nach den vorliegenden Broschüren soll Lassalle auch als ein „Instrument Bismarcks“ hingestellt worden sein.

eu des condamnations criminelles contre lui“ (er ſcheint zu glauben, daß ich in dem Kaſſetten-prozeß, in dem ich freigeſprochen wurde, verurtheilt bin; es iſt nie eine Verurtheilung gegen mich ergangen, außer wegen Preß-vergehen und Reden), er fuhr fort: „Il est riche, il est vrai, mais il ne veut épouser Hélène que pour se fonder par cette alliance, par l'entrée dans ma famille honorable une existence honnête!“ Denken Sie nur, dieſe Idee! Ich, der ich von dieſer Familie nicht ein Jota wollte, wenn ſie dieſen Goldſchatz Helene nicht enthielte, ich, der ich auch nach meiner Verheirathung mit Helenen nie das Geringſte mit dieſer ganzen Familie zu thun haben, ſie nicht ſehen und nicht von ihr geſehen werden will, ich will mir durch dieſe Familie eine „existence honnête“ ſchaffen!! Helene hatte ihm bereits mit der größten Entrüſtung geantwortet: er will nur mich, er will nicht Eure Familie, er wird nie in ſie eintreten. — Alles umſonſt! Er hält mich alſo wirklich für einen Zigeuner und dies erklärt auch allein die ganz unglaublich beleidigende Weiſe, in der er mich behandelt. Auf zwei der dringlichſten, Himmel und Erde in Bewegung

ſetzenden Briefe, die ich ihm im Intervall von drei Tagen ſchrieb, nicht um Helenen, nein, um nur eine Unterredung von ihm zu erhalten, hat er mir nicht einmal geantwortet.

Er weiß alſo wirklich nicht im Geringſten mit wem er zu thun hat; er hat von ſeinen Vettern nur das Schlimmſte von mir gehört. Meine Bitte an Boeckh geht alſo dahin, daß er ihm ſchreibt, ihm die Augen über mich öffnet, und für mich bei ihm intervenirt. Sein warmes Herz wird ihm alles Weitere ſagen, wird ihm ſagen, was und wie er zu ſchreiben hat, damit es wirkſam ſei. Kein Menſch, der mich beſſer kennt als Boeckh. Zugleich liebt er mich und weiß, daß ich meinem Volke noch Dienſte leiſten kann und werde. Er wird mich ſicher nicht an dieſer lächerlichen Geſchichte zu Grunde gehen laſſen wollen wie Pyrrhus, der, nachdem er alle Schlachten glücklich überſtanden, von einem alten Weibe mit einem Dachziegel todtgeſchlagen wird!

Wenn Boeckh verſprochen hat, ſich meiner anzunehmen, ſo telegraphiren Sie mir nach Karlsruh, Erbprinz: „verſprochen".

Das Nähere darüber, sowie Ihre Antwort auf diesen Brief überhaupt, schreiben Sie mir nach Karlsruh, poste restante.

Boeckhs Intervention würde sehr wirksam sein und mich vielleicht mit einem Schlage retten! Vielleicht ist er nicht in Berlin — ich bin diesmal so von meinen bösen Sternen überzeugt, ganz im Gegentheil zu meiner sonstigen Siegesgewißheit, daß ich es glaube. Ist er fort, so erfahren Sie bei ihm seine Adresse und schicken ihm 1.) diesen Brief, 2.) die nöthige Geschichtserzählung, 3.) den Brief Helenens an Sie aus Wabern.

Adieu! Ich muß fort

Ihr

F. L.

Boeckh wird mir verzeihen, daß ich ihm nicht selbst schreibe. Er wird begreifen, daß ich unmöglich in der Lage bin, einen geordneten Brief aufzusetzen, wie es der an ihn sein müßte!

Sagen Sie ihm besonders auch, durch welches stupides Uebermaß von Loyauté und Delikatesse, eigentlich nur von Rücksicht auf die Eltern ich Helenen, die ich acht Tage in Wabern in meiner Hand hielt und mit der größten Gemüthlichkeit und ihrer Zustimmung hätte entführen können, verloren habe.

Der folgende Schmerzensſchrei datirt von dem gleichen Tage, den 9. Auguſt.

Genf, Dienſtag Nacht.

Theurer Freund!

Wenn eine Spur von Liebe, von Theilnahme in Ihrem Herzen für mich iſt, ja wenn nur ein Funke von Mitleiden in Ihnen glüht, ſo werden Sie nicht ſo unmenſchlich, ſo ſteinern ſein, meine Bitte abzuſchlagen! Kaum habe ich heut Mittag meinen langen Brief an Sie abgeſchickt, ſo ſitze ich jetzt Nachts ſchon wieder da unter Strömen und Strömen von Thränen Ihnen zu ſchreiben! Meine künſtliche Ruhe von heut früh iſt einer furchtbaren Nachricht erlegen. Meine Leiden ſind unbeſchreiblich. Ich wanke, ob ich nicht lieber gleich in den See laufen und mir dadurch die Höllenqualen vieler Wochen, die zuletzt doch unnütz bleiben, erſparen ſoll. Sie kennen mich ſonſt, lieber Holthoff. Sie wiſſen, daß etwas Mannheit

in mir iſt — wo iſt ſie hin bei dieſem Anlaß? Was ich leide, iſt ſo ſchrecklich, daß man einen Mord damit lange abgebüßt haben würde! Ich verzweifle! Merkwürdig, daß ich, der ich ſonſt von den thörichteſten Siegeshoffnungen in den ſchwierigſten und verzweifeltſten Fällen meine Bruſt ſtets geſchwellt füllte, diesmal vom erſten Augenblick der Kataſtrophe an, in einem Fall verhältnißmäßig weit leichter, als ich ihn ſonſt hundertmal durchkämpft, nichts als die ſchwärzeſten Ahnungen in meiner Bruſt fühlte. O, ich bin nicht mehr Laſſalle, nicht ein Schatten von mir, ich bin verdammt unterzugehen bei dieſem Anlaß. Ich heule nach Helenen, wie eine Löwin, der man ihr Junges geraubt! Ich wüthe gegen mich ſelbſt. Ich fühle mich zernichtet, zu Grunde gerichtet, wie dreimal gerädert! Ich bin gebrochen, gebrochen!! Wer mir jemals geſagt hätte, daß ich in meinem Alter eine ſo merkwürdige, eine ſo alle Poetenbeſchreibungen, die ich jemals geleſen, weit, weit hinter ſich laſſende Leidenſchaft faſſen könnte — wie würde ich den verlacht haben!

Alſo zur Sache.

Was mir wieder dieſe furchtbare Erſchütterung zugezogen, iſt eine vor drei Stunden eingelaufene Nachricht.

Der neue Diener, der erst seit drei Tagen (seit Montag) in D.'s Hause ist, ist, berichtet ein Unterhändler, endlich gewonnen und sagt aus, Helene sei nicht zu Hause, sie sei Sonntag abgereist.

Mein Blut erstarrte zu Eis bei dieser Nachricht und ich konnte mich kaum nach Hause schleppen. Fort, ohne daß ich weiß wohin! Schon in dem „fort" liegt ein ungeheurer Nachtheil. Hier ist sie majeure, anderwärts mineure! Hier habe ich den entschlossensten und umsichtigsten Freund hervorgesetzt, der nach Deutschland nicht folgen kann; hier den verschlagensten Advokaten gewonnen ꝛc. ꝛc. Alles dies wäre noch nichts. Aber „fort" und nicht zu wissen „wohin", das ist ein Donnerschlag! Das lähmt und zerschmettert wie ein Blitzstrahl! O, wie lange werd' ich wallen, suchend durch der Erde Flur! Ich bebe bei dem Gedanken an den herzbrechenden Gram, den ich noch auszuhalten haben werde, bis in die innerste Nervenfaser hinein! Erst seit diesen Tagen weiß ich, was Schmerz ist. Erst seit diesen Tagen verstehe ich, wie man so feige sein kann, sich vor Schmerzen zu fürchten! Zwei Bitten habe ich an Sie, Holthoff. Wenn Sie mir sie nicht erfüllen,

ist weniger Menschlichkeit in Ihnen, als in einem Steine!

1. Suchen Sie so schnell als möglich zu erfahren (bei Madame Wolff ꝛc.), wo sie ist, und telegraphiren Sie mir das nach Karlsruh, Bureau restante oder Erbprinz. —
2. Schicken Sie mir sofort nach Karlsruh poste restante ein genaues Verzeichniß sämmtlicher Verwandten Helenens, mit Angabe der Titel und Lebensstellung, des Wohnortes, Vor- und Zunamen und des Verwandtschaftsverhältnisses. Dann werde ich schon entdecken, zu welchem dieser Familienglieder man sie gebracht hat. Immerhin wird es noch lange genug dauern, denn so viele Leute werde ich schwerlich auf einmal in Bewegung setzen können, daß ich überall zugleich hinschicken kann!

   (Wie heißt der Verwandte in Kulm? Welches Kulm ist das? In Ostpreußen? Wie ist er verwandt? Was ist er? Wie groß seine Familie? Wieviel Töchter, Söhne ꝛc.? Alles auf ihn Bezügliche scheint mir besonders wichtig.)

Erbarmen, lieber Holthoff, und schicken Sie mir umgehend diese Liste! Sie sind schlecht, wenn Sie einen Tag zögern!

Möglich, daß ſich dieſe ganze Nachricht nicht beſtätigt. Aber ſie klingt diesmal ſehr wahrſcheinlich und ſtimmt mit vielen, vielen Indicien. Welch' furchtbares Daſein habe ich mir durch meine Loyalität und Rückſicht zugezogen! Heut wäre Helene meine angetraute Frau, wenn ich nur an mich gedacht hätte! Jetzt kann ich in Europa herumirren, ihre Spuren zu verfolgen! Es liegt in dieſem Gedanken etwas, was einen dem Wahnſinn zuführen muß! — Sie ſagen in Ihrem Briefe, ich ſei ja Helenens ſicher! O, Lieber, Sie haben noch keine Ahnung von den Beweiſen der Liebe, die ſie mir gegeben. Und doch — ſie iſt zu ſchwach, um ihrer wirklich ſicher ſein zu können, iſt für Konflikte nicht geſchaffen, iſt zu weich und nachgiebig. Wenn ſie mich aufgeben könnte — o, in dieſem Gedanken liegt die Hölle! Ich kann mich nicht mehr mit der Betrachtung tröſten, daß ſie dann meiner nicht würdig wäre! Ich liebe ſie viel, viel, viel zu raſend, um mich mit Abſtraktionen zu tröſten. Und iſt es nicht bereits große Schwäche, daß ich nicht einen Zettel, nicht ein Wort von ihr erhalten habe? Könnte ſie ſo hülflos ſein, mir nicht eine Nachricht zukommen zu laſſen? Und wenn ſie ſo furchtſam, ſo unterdrückt iſt, ſich ſo unterdrücken läßt — — wohin ſoll es

dann nicht in Wochen und Monaten kommen? Wird ſie ſich nicht gänzlich unterjochen laſſen? Wenn ſie mich aufgiebt — — es iſt ein Gedanke, der einem das Blut vergiften könnte! O, berichten Sie gleich, ich bin namenlos elend!

Ihr

F. Laſſalle.

Der nachfolgende letzte Brief aus Genf an Holthoff, datirt vom Donnerstag den 11. Auguſt.

V

Donnerstag.

Die Nachrichten, die ich soeben erhalte, sind weit, weit schlimmer, als Alles bisherige! Ich glaubte gestern, ich sei in Verzweiflung — ich weiß erst heut was Verzweiflung ist!

Hören Sie! Alles ist verreist, der Vater, die Mutter, die Schwester und Helene. Niemand im Hause als die kleinen Kinder. Der Vater ist mit ihr und der Schwester schon Sonntag verreist. Die Mutter blieb noch. Gestern Abend mit dem letzten Eisenbahnzuge kam ein Herr an, ein bel homme, dunkeler Teint, schwarzes Haar, der Wallache. Helene hatte ihm von Wabern aus abgeschrieben. Es scheint, daß er dadurch oder durch die Familie telegraphisch beschieden ankam. Heut früh um sieben Uhr ist die Mutter mit ihm abgereist. Nach den sämmtlichen kleinen Umständen scheint es, daß sie irgendwo Helene

mit dieſem Wallachen verheirathen will, den ich dann im Duell tödten oder, wenn er die Forderung refüſirt, auf der Straße wie einen tollen Hund todtſchießen werde. . . .*)

Unter dieſen neuen Umſtänden, Holthoff, bitte ich um einen neuen Dienſt! Schreiben Sie dem Vater. Verlangen Sie in Ihrem Namen und in meinem nur Eins von ihm, nicht Helenen, ſondern blos drei Monat Aufſchub, daß er ſie während drei Monaten nicht verheirathet; daß er mir drei Monat Zeit giebt ſeine, ſeine eigene Einwilligung zu erlangen.

Stellen Sie ihm vor, daß eine unabſehbare Reihe von Verbrechen und tragiſchen Ereigniſſen aus einer übereilten Handlung von ihm hervorgehen würde. Ich würde den Mann tödten und mit ihr nach Amerika entfliehen. Ich will ja nur drei Monate von ihm. Hätte ich bis dahin ſeine Einwilligung nicht, gut, ſo mag er thun, was er will und kann. Giebt er mir die drei Monate,

*) Man hat hier eine Stelle des Briefes unterdrückt, worin Vorgänge im Hauſe Helenes erwähnt werden, die nicht blos unerwieſen, ſondern auch völlig unwahrſcheinlich ſind, und auf Erfindung der von Laſſalle engagirten Kundſchafter beruht haben mögen.

so ist Alles gewonnen. Ich werde vom König von Bayern nicht nur eine Vermittlung, nein einen positiven Befehl zu erwirken wissen, daß er sie mir unverzüglich zur Frau giebt. Es giebt noch Männer genug in der Nation, die, wenn sie wissen, daß ich mit Haut und Haar auf dem Spiele stehe, Alles mögliche thun, mich zu retten. Man wird den König bestimmen. Aber ich brauche diese elenden drei Monate Frist.

Wenn Sie ihm mit Nachdruck schreiben, in dem obigen Sinne schreiben, nichts als einen dreimonatlichen Aufstand von ihm erbitten, um seine Einwilligung zu erlangen, ihm die schrecklichen Folgen vorstellen, die für seine Tochter selbst aus der Verweigerung Ihrer und meiner Bitte entstehen werden, so kann er sie nicht abschlagen, umsomehr, als ihn die Erfüllung dieser Bitte nicht im Geringsten präjudizirt. Er läßt nur sich selbst Zeit, gegen eine übereilte Handlung, die unendliches Unglück über seine Familie bringen würde. Den König werde ich bestimmen. Ich denke, wenn Alles gut geht, vor acht Tagen bereits in München zu sein. Können Sie oder Boeckh mir Briefe für München geben, die mir zu meinem Zweck dienlich sind — um so besser!

Verlieren Sie keinen Augenblick Zeit, an Herrn v. D. zu ſchreiben! Von einer Stunde kann Leben und Tod abhängen!

Antwort mir nach Karlsruh poste restante, wohin ich morgen abreiſe.

Ihr verzweifelnder

F. L.

Armer Laſſalle! Schon beim Leſen Deiner Briefe möchte einem das Herz brechen. Und welche Sprache tritt einem hier entgegen! Welche Fülle und Großartigkeit der Bilder, welche Tiefe und welch' ein Reichthum der Empfindungen! Nur der dichteriſche Wahnſinn iſt es, der einzelne Stellen ſo eingeben konnte. Dabei iſt der Gedanke abzuweiſen, daß Laſſalle an dieſen Briefen etwa gar gekünſtelt, oder ſie zugefeilt hätte. Der Augenſchein zeigt, daß er die aus ſeiner bis zum Zerſpringen geheizten Gedankenmaſchine hervorſprühenden Geiſtesblitze auf das Papier ſo zu ſagen nur hingeworfen hat. Briefe von ſolcher hinreißenden Gewalt ſind überhaupt nicht die Frucht kalter Medidation am Arbeitstiſch. Goethe würde Werther ſeine Briefe auch nicht in die Feder haben diktiren können, wenn er nicht in der eigenen Bruſt hätte ſchöpfen können.

Die Eigenthümlichkeiten des Laſſalleaniſchen Stils treten in den Briefen in markanter Weiſe hervor. Es iſt ſchon von anderer Seite darauf hingewieſen worden, mit welcher Luſt Laſſalle ſich in den kühnſten Superlativen ergeht, mit welcher Leidenſchaft er ſtiliſtiſche Felsblöcke wie „das Ungeheure“, „das Gräßliche“, „das Immenſe“ aufſucht und aufeinander thürmt, wie aber dieſes eine Mal Metternichs Wort: „Le superlatif est le cachet des sots“ nicht zutrifft. Das Lieblingsadjektiv „eiſern“ führt Laſſalle fortwährend im Munde. „Der Vater ſcheint ſeine Leute mit eiſerner Zuchtruthe zu beherrſchen.“ Am 9. Auguſt meldete er, eine „eiſerne Ruhe“ ſei ſeit kurzem über ihn gekommen. Während er noch am 8. Auguſt wie ein Kind unter dem Ausbruch des Schluchzens zuſammenbrach, will er ſeit dem darauffolgenden Tage „zu Eiſen geworden ſein“, gefühllos gegen ſich ſelbſt, nur noch ein eiskalter, Körper gewordener Wille.

Seine Liebe, früher einer zarten Knospe vergleichbar, iſt mit einem Mal zur ganzen Entfaltung gekommen. Seit der Nacht vom 3. auf den 4. Auguſt erſt will er wiſſen, wie ſehr er Helene liebte; in der Schilderung ſeiner Schmerzen iſt eine Steigerung nicht denkbar, das Alpha und

Omega seiner Wünsche ist die Wiedergewinnung Helenes. Arbeiterverein, Politik, Wissenschaft, Gefängniß, alles ist ihm absolut verblaßt bei dem Gedanken, Helene wieder zu erobern. Seine Seele lechzt nach ihr; sein armes Herz droht zu verschmachten. Daß Helene ihm ihr Wort bricht, ist ihm einfach unverständlich; denn die Treue geht ihm über Alles. Es werden ihm — bei einem anderen Anlaß die Worte in den Mund gelegt: „Es giebt Verhältnisse, in denen ich eher meine Eingeweide verschlingen würde, als daß ich Jemand betrügen könnte, der mir gesagt hat: ‚Ich glaube an Dich!‘ “

Unheimlich wirken seine immer wiederkehrenden düsteren Todesahnungen. Schon in seinem ersten Briefe an Holthoff vom 4. August bemerkt er, daß „das größte Unglück“ aus der Sache entstehen könne und vielleicht werde. Ein paar Tage nachher prophezeit er geradezu sein Ende. „Ich habe — so schreibt er an einer anderen Stelle mit einer wahrhaft klassischen Feder — die Inventur meines Lebens gemacht. Es war groß, brav, wacker, tapfer und glänzend genug. Eine künftige Zeit wird mir gerecht zu werden wissen und ich werde also Helene haben, oder überhaupt nicht mehr sein, und also auch nicht leiden.“

Vor dem vierzigsten Jahre hatte Lassalle überhaupt eine unerklärliche Scheu. So äußerte er am 11. April 1864 bei einer Berliner Arbeiterfeier: „Künftiges Jahr werdet Ihr den Saal schwarz auszuschlagen haben, denn dann bin ich vierzig Jahre.“ Lassalle war ausgesprochener Fatalist. Es wird ihm die Aeußerung zugeschrieben: „Ich darf nicht unterliegen, denn das weiß ich, das erste Mal, daß es mir nicht gelingt, meinen Willen durchzusetzen, muß ich daran untergehen.“

Für den Fall, daß ihm Helene verloren ging, war sein Entschluß gefaßt. Das Ehrenwort hatte er seinen Freunden gegeben, an dem Tage, wo dies geschehen würde, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.*) Einmal schwankt er, ob er nicht lieber gleich in den See laufen, und sich dadurch die Höllenqualen vieler Wochen, die zuletzt doch unnütz bleiben, ersparen soll.

Wer sich vergegenwärtigt, wie die Eindrücke auf den Aermsten eingewirkt, wie die Ideen sich

*) Unter den von Lassalle hinterlassenen Papieren befand sich ein von ihm geschriebener Zettel, worauf wörtlich stand: „Aus gewissen Veranlassungen habe ich meinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht.“ Nach einer Version soll dieser Zettel zur Sicherstellung der Sekundanten bei dem späteren Duelle geschrieben worden sein.

bei ihm festgesetzt hatten, bis endlich eine Alles verzehrende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn völlig zu Grunde gerichtet hatte, wird den Entschluß Ferdinands, die Bürde des ihm sonst so lieben Lebens abzuwerfen, begreifen. Die menschliche Natur hat, wie Goethe an einer Stelle so wahr sagt, ihre Grenzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen und geht zu Grunde, sobald *der* überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist, sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauern kann. Goethe führt diesen Gedanken so wundervoll an der Geschichte eines einfachen Mädchen aus, das von dem Geliebten in dem Augenblicke verlassen wird, wo sie endlich die Arme nach ihm ausstrecken, all' ihre Wünsche umfassen will: „Erstarrt, ohne Sinne steht sie vor einem Abgrunde; alles ist Finsterniß um sie her, keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung! Denn *der* hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Dasein fühlte. Sie sieht nicht in die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die vielen, die ihr den Verlust ersetzen könnten, sie fühlt sich allein, verlassen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entsetzlichen Noth ihres Herzens, stürzt sie sich hinunter, um in einem rings

umfangenden Tode alle ihre Qualen zu erſticken. — Wehe dem! der zuſehen und ſagen könnte: die Thörin! Hätte ſie gewartet, hätte ſie die Zeit wirken laſſen, die Verzweiflung würde ſich ſchon gelegt, es würde ſich ſchon ein anderer ſie zu tröſten vorgefunden haben. — Das iſt eben, als wenn einer ſagte: der Thor ſtirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis ſeine Kräfte ſich erholt, ſeine Säfte ſich verbeſſert, der Tumult ſeines Blutes ſich gelegt hätten, alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag. Der Menſch iſt Menſch, und das Bischen Verſtand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anſchlag, wenn Leidenſchaft wüthet, und die Grenzen der Menſchheit einen drängen.“

Wir lernten bis jetzt nur die an Holthoff aus Genf gerichteten Briefe Lassalles kennen. Nicht minder herzzerreißend sind die von dort an seine Braut gerichteten Herzensergüsse. Fünf Briefe, die der Unglückliche an die Letztere bis zum 7. August geschrieben hatte, sind nicht erhalten. In einem sechsten Briefe, d. d. 7. August heißt es: „Was ich leide, übersteigt alle und jede Grenzen! Du hast mich namenlos unglücklich gemacht; ich liebe Dich jetzt mit einer Gluth, gegen welche Alles Andere und Frühere bloßer Anfang war. Seit Mittwoch Nacht liebe ich Dich bis zum Wahnsinn."

Je mehr das Vertrauen auf Helenes Treue in das Wanken geräth, um so lauter erhebt sich seine Stimme, um so glühender werden seine Liebesschwüre, um so dringender und drohender

aber auch gleichzeitig seine Mahnrufe. „Es ist unmöglich — schreibt er ihr u. A. am 10. August — daß es wahr sei, was man mir sagte, Du habest mich aufgegeben. Nur die Täuschung, daß Du minorenn seiest, kann Dir eine solche Concession, eine solche List entrissen haben. Es ist unmöglich, daß alle Deine Schwüre Meineide gewesen seien: daß Du die Schwäche bis auf diesen Punkt treibst! Du hast kein Recht, alle die Zusicherungen zu brechen, die wir so fest uns gegeben! Du hast kein Recht, das Uebermaß von Rücksicht und Delikatesse, mit welchem ich Dich Deiner Mutter zurückgab, so schändlich zu vergelten! Du hast kein Recht mich zu kompromittiren, indem Du mich in freier Initiative in ein Unternehmen verwickelt hast, auf das ich mich nur unter der Betheuerung, daß Du felsenfest entschlossen seiest, einließ. Erst das Leiden hat die Rinde relativen Phlegmas, welche das Glück um mich zu legen pflegt, gesprengt, und meine Liebe ist herausgesprungen in ihrer riesengroßen Schreckensgestalt!

Helene! Wenn Du wirklich mir treulos sein könntest — uneingedenk Deiner Schwüre mir entsagen könntest, Du würdest nicht werth sein,

was ich für Dich leide. Beruhige mich durch eine Zeile! Der Gedanke, daß Du mich aufgiebst, bringt mich dem Wahnsinn nah! Auch Lesley sagt: dann löge Alles, und Nichts in der Welt verdiente mehr, daß man daran glaube! Helene! Rasend und mit Schmerzen der Verzweiflung geliebtes Weib! Gieb mir eine Zeile, daß Du fest bleibst."

In einem zwei Tage später (am 12. August) geschriebenen achten Briefe Ferdinands an Helene kündigt er derselben an, der Weg, um sie zu gewinnen, gehe über Deutschland, um alsdann mit den dichterisch schönen Worten zu schließen: „Behalte also Muth! Auch wenn ich Dir fern bin, bin ich Dir ewig nah. Wenn Du mir Treue bewahrst, so soll es keiner Macht der Erde gelingen, uns auseinander zu reißen. Ich denke nichts mehr, thue nichts mehr, was nicht auch in Beziehung auf Dich steht. Triumphire! Meine Liebe zu Dir übersteigt alles, was Dichtung und Sage jemals von Liebe gesungen haben.

Halte fest — et je me charge du reste."

Ein neunter Brief Lassalles an Helene, d. d. Genf, 12. August betraf lediglich die Einführung seines Freundes Rüstow bei derselben.

Wie ein Leitmotiv geht durch alle Briefe der Satz, daß, wenn die Geliebte ihn aufgegeben habe,

dies nur auf Täuschung derselben beruhen könne. Einmal setzt er bedeutungsvoll hinzu „oder auf List“. Ferdinand nahm also damals an, Helene sage möglicher Weise zu Allem ja, mit dem Hintergedanken, auf diese Weise ihre Wächter einzuschläfern, nach erlangter Freiheit aber in seine Arme zu fliehen. Ein anderes Mal gebraucht er die Wendung: „Nur Deiner eigenen mündlichen Erklärung werde ich glauben, daß Du mich aufgiebst, nicht einmal einer schriftlichen.“

„Der Weg, Dich zu gewinnen,
geht über Deutſchland!“

So hatte Ferdinand Helene ſeine Reiſe nach München angekündigt. Kein Geringerer als der hochſelige König Ludwig II. ſollte die Sache vermitteln, die Schranken, welche die Liebenden trennten, niederreißen. „Den König werde ich beſtimmen.“ „Ich werde vom König von Bayern nicht nur eine Vermittlung, nein, einen poſitiven Befehl zu erwirken wiſſen, daß er mir ſie unverzüglich zur Frau giebt.“ Der Gedanke, der junge Bayernkönig ſolle dem Agitator die Braut gewinnen helfen, klingt beim erſten Anblick wie der eines Wahnſinnigen, und doch lag Methode in dieſem Wahnſinn, der Plan war ganz logiſch ausgedacht und verteufelt klug. Laſſalle war es vor Allem darum

zu thun, eine Unterredung mit Helene zu erwirken, um sein Loos aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen. Früher konnte und wollte er sie nicht aufgeben. Diese ihm bisher hartnäckig verweigerte Unterredung wollte er in München durchsetzen und zwar mittelst eines Antrags bei dem Staatsminister Freiherrn von Schrenk, dem zu Folge dem Vater Helenes, dem Untergebenen dieses letzteren, amtlich aufgegeben werden sollte, seine majorenne Tochter nicht länger widerrechtlich zu sequestriren, und sie in den Stand zu setzen, ihm (Ferdinand), dem sie ein Eheversprechen gegeben, ihren Willen frei von jedem Zwang zu erklären.

Bleich, abgehärmt, ein Schatten der alten unverwüstlichen Kraft, kam Ferdinand Mitte August in München an, wo seiner bereits eine neue Hiobspost harrte. Der Freund Holthoff hatte ihm am 15. August den Empfang eines Briefes Helenes aus Bex mitgetheilt,*) worin dieselbe im strengsten

*) Der erwähnte Brief Helenes an Holthoff ist nicht erhalten. In der Form wird er nach der Schilderung Holthoffs wohl ebenso abgefaßt gewesen sein, wie Helenes Absagebrief an Ferdinand, den der geneigte Leser unten abgedruckt findet.

Geſchäftsſtil, ohne auch nur die gewöhnlichſten Höflichkeitsformen meldete, daß ſie alles zurücknehme, was ſie ihm Anfangs Auguſt aus Wabern geſchrieben hatte. „Der Brief — ſo ſchreibt Holthoff — iſt augenſcheinlich unter dem äußerſten Druck abgefaßt, mit rothen Lettern, die mir wie aus ihrem Herzen getropft erſcheinen. Das arme Kind! Warum konnte ihr dieſe Tragödie nicht erſpart werden! Ich glaube, Sie müſſen in Ruhe abwarten, ſo unmöglich Ihnen das auch erſcheinen mag. Es wird die Zeit kommen und nicht einmal Wochen können darüber vergehen, wo Sie die Partie in der Hand haben.“

Ein fernerer Brief Holthoffs an Laſſalle vom 17. Auguſt umſchreibt dieſelbe Nachricht; der bewußte, in der ſterilſten Form abgefaßte Brief ſei „offenbar das Diktat des Vaters.“ Was ſoll das arme Kind unter den Verhältniſſen thun, als nachgeben „mit der Reſervation, die Feſſeln abzuſchütteln, ſowie der Moment gekommen iſt. Und er wird kommen. Sie müſſen aber Geduld haben... Sie ſind wohl Mann genug dazu, ſich zur Wehr zu ſetzen und Sieger zu bleiben, wäre es nicht anders mit verſtümmelten Gliedern.“ Dieſer Unglücksbotſchaft folgte auf dem Fuße eine telegraphiſche Mittheilung aus Genf, wonach Helene

auch an Laſſalle direkt einen Abſagebrief gerichtet habe.

Wie Laſſalle dieſe neuen Schläge aufnahm, und welchen Erfolg ſeine Münchener Reiſe hatte, veranſchaulicht der folgende an Holthoff gerichtete Brief deſſelben.

München, 18. Auguſt.
Hotel Oberpollinger.

Theurer, theurer Freund!

Ihre Briefe vom 8., 9. und 15. Auguſt liegen vor mir und meine Verzweiflung iſt rieſengroß, größer denn je! Ich habe ein ganzes Leben in Kampf und Gefahren aller Art zugebracht, und ich bin wie ein Kind, wie ein Kind! Sie haben Recht, ich habe nur äußere Gefahren, noch nie den inneren Schmerz, den raſenden, peinigenden, tödtenden inneren Schmerz gekannt! Gegen dieſen bin ich wehrlos; Alles was ich von Kraft in mir habe, ſtellt ſich auf ſeine Seite und bricht mich zu Boden! Tauſend Tode ſterben iſt gar nichts gegen dieſen raſenden Angſtſchweiß, den jeder Augenblick mir erpreßt! Ich habe ſo vieles durchgekämpft und durchgeſetzt in meinem Leben, ſo große und ſchwere Erfolge liegen hinter mir —

Alles, Alles hänge ich verzweifelnd an das Gewicht der einen Stunde, die über den Gewinn oder Verluſt Helenens entſcheiden wird! Sie haben Unrecht, mir Vorwürfe zu machen, daß ich nach Genf gegangen bin. Das war nothwendig! Helene hatte von mir ſtrengen Befehl, nichts von meiner Abſicht den Aeltern mitzutheilen. Ich wollte ſie nur beſuchen, mich ihnen bekannt machen, flairiren, während deſſen — das Letztere hatte ich allerdings Helenen nicht ausdrücklich mitgetheilt — mir von ihr vor einem franzöſiſchen Notar alle nöthigen General- und Vollmachten für alle, auch die äußerſten Fälle, geben laſſen, zugleich, Tags ehe ich die Werbung machte, die Flucht vorzubereiten und ſo rechtlich und faktiſch bis auf die Zähne vorbereitet und gewaffnet die Entſcheidung herbeiführen. Ich hätte dann rechtlich in ihrem Namen handeln können und faktiſch die Löſung in der Hand gehabt! Wenn ſich die Eltern weigerten, mich überhaupt zu empfangen, hätte Helene nur zu ſchweigen und mir dies brieflich mitzutheilen brauchen, meine Anweſenheit in Genf noch nicht verrathend. Die Entführung hätte dann ſo leicht wie ſicher ſtattgehabt. Gegen alle Verſprechungen, die ſie mir gemacht, platzte ſie im erſten Moment der Gefühlsüberwallung heraus und ſchleuderte

mich unvorbereitet in die Gewalt dieſer Feinde! Nein der Vorwurf mangelnder Klugheit trifft mich nicht, mich trifft nur der Vorwurf mangelnder Brutalität! Sie in Genf in meinem Zimmer behalten mit dem brutalen Recht des Geſetzes, über den namenloſeſten Skandal und ihre momentane Kompromittirung mit eiſernem Fuße dahin treten — das, das, das war der Weg! Ich war ein Weib, daß ich andere Gedanken hatte und das hat mich geſtürzt! Aber ich wollte nichts überſtürzen, wollte ſie ſo viel wie möglich ſchonen, rechnete zudem auf ihre abſolute Feſtigkeit, auf ihre abſolute Mirgehörigkeit, ſagte mir: das Aeußerſte kannſt du immer noch thun — und jetzt verläßt ſie mich, verräth ſie mich! O, das war der furchtbarſte Zweifel, den ich vom Augenblick der tragiſchen Wendung in meinem Buſen fühlte! Wird ſie feſt ſein? Sehen ſie, Holthoff, es iſt empörend und entehrt die Menſchennatur, daß ſie mich aufgiebt, ein Weib, für das ich ſo furchtbar leide. Dieſer Gedanke, dieſe Nachricht, die ich jetzt durch Ihren Brief vom 15. Auguſt erfahre, hat meine Leiden bis zur Raſerei vermehrt.

Zwar ſcheint aus Ihrem Briefe dabei hervorzugehen — denn zum Unglück haben Sie noch die betreffende Stelle ſo dabei geſchrieben, daß

ich sie nicht einmal entziffern kann — daß der Brief Helenes aus Bex nichts beweist; daß er ihr abgezwungen ist. Aber *brauchte* sie sich so weit zwingen zu lassen? Listet sie vielleicht? Will sie die Eltern einschläfern? O dieser Brief von ihr an Sie ist jedenfalls ein Verbrechen! Und doch ist er *mein* Verbrechen! Denn warum ließ ich sie unter so brutaler, eiserner Gewalt!!! Trost in Ihrem Briefe ist nur, daß Rakowitz nicht in der Lage sei, schnell zu heirathen. Aber ist das auch *ganz* unüberwindlich?

Theurer Freund! Denken Sie sich eine Hülfe aus! Lassen Sie mich, ich beschwöre Sie, nicht in diesem Zustand! Der glühende Rost muß Wonne dagegen sein!

Hören Sie von hier!

Ich wollte also mit dem König sprechen. Aber der König ist nicht hier; er ist in Hohenschwangau! Alles complicirt sich zu meinem Nachtheil. Es ist *höchst* ungewiß, ob ich nach Hohenschwangau gehen werde und soll. Einmal brennt mir der Boden unter den Füßen. Zweitens kann ich viel verderben. Denn Richard Wagner, der des Königs ganze Gunst hat, hat mir versprochen, *vielleicht* — aber nur vielleicht — am nächsten Dienstag (wo er ohnehin zu ihm nach

Hohenschwangau reist) mit ihm zu sprechen und dann mit allem Nachdruck zu sprechen. Aber er hat es nur als ein vielleicht versprochen. Es soll von einer gewissen Erkundigung abhängen, die er einziehen will. Was also thun? Verlasse ich mich auf Richard Wagner? Wenn dieser dann nichts thut, habe ich umsonst München verlassen und mich in die Schweiz zurückversetzt. Gehe ich selbst jetzt nach Hohenschwangau? Dann habe ich vielleicht die weit mächtigere Intervention Wagners wirkungslos gemacht. Ein Vortheil ist: Sie ist auch nach bayerischem Gesetz majorenn. Man hat sie doppelt belogen! Inzwischen, auch majorenn braucht sie hier, als nicht emancipirt, die Einwilligung des Vaters, die aber durch die Gerichte suppleirt werden kann, und, wie mir der hiesige Advokat Dr. Hänle sagt, von den Gerichten zweifelsohne ertheilt werden würde.

Dr. Hänle, der sich meiner mit dem höchsten Eifer annimmt, will die Klage einleiten und alles Mögliche thun, dem Vater, den er kennt, zuvor schreiben, ihm die Unannehmlichkeit der Sache und ihre Folgen vorstellen ꝛc.

Aber auf den Gerichtsweg wäre doch überhaupt — wenn je — nur etwas zu geben, wenn

Helene felſenfeſt bleibt. Und Sie ſehen ja ihren Charakter! —

Ein ſchwacher, ſchwacher Lichtſtrahl! Ich komme ſoeben vom Miniſter des Auswärtigen, Baron von Schrenk, mit welchem ich faſt zwei Stunden geſprochen. Ich habe ihm den ganzen Fall vorgeſtellt. Er war ganz auf meiner Seite und verſprach mir thun zu wollen, was eben irgend möglich ſei. Er ſchien ſehr viel von mir gehört zu haben und ſich ſehr für mich zu intereſſiren. Er verwickelte mich in ein langes politiſches Geſpräch über die ganze Situation, auf das ich mich — den Tod im Herzen — einlaſſen mußte, um ihm möglichſt zu imponiren. Er war, wie geſagt, ſo liebenswürdig und verbindlich wie nur möglich; er erklärte mir z. B. daß er die Sache nicht begriffe, daß er mir in gleicher Lage ſeine Tochter nicht verweigern würde, wenn er auch einſähe, daß es eben keine Freude ſei, einen Schwiegerſohn zu haben, der in Folge ſeiner überwiegenden politiſchen Stellung, *) wenn es zu einer Revolution käme,

*) Wie man aus einer früheren Stelle erſieht und hier beſtätigt findet, war Laſſalle der Glaube nicht zu nehmen, daß ſeine politiſche Stellung die Haltung

erſchoſſen oder gehängt werden könne ꝛc. ꝛc. Ich ſoll morgen mit Hänle zu ihm kommen, wo er mit uns Beiden gemeinſchaftlich überlegen und feſtſtellen will, wie er am beſten mir nützen und eingreifen könne.

Irgend etwas wird er jedenfalls thun. Das ſteht feſt. Herrn v. D. rathend und gütlich zu ſchreiben, würde er jedenfalls bereit ſein. Er ſcheint ihn nicht zu lieben. Wahrſcheinlich verſteht er ſich auch noch zu etwas mehr.

der Eltern Helenes beeinflußt habe. War dies der Fall, ſo war es menſchlich, denn für den Schwiegerſohn eines Geſandten war Laſſalles Carrière immerhin eine eigenthümliche. Der Hinweis auf die Glaubensverſchiedenheit Laſſalles und die bereits erfolgte Verlobung Helenes mit dem Wallachen waren ſicherlich auch keine ganz unſtichhaltigen Vorwände. Die eigentliche und zwar ſittliche Kraft zu ſeinem veto ſog aber Helenes Vater aus Laſſalles moraliſchem Vorleben, aus gewiſſen langjährigen Verbindungen deſſelben, die nun einmal nicht weggeleugnet werden können. Die Frage: bot Laſſalle bei ſeinen Antezedentien die Garantie, um ein Mädchen zu beglücken, würde manch' weiſer Vater ganz wie der Helenes beantwortet haben. Stand in ihm aber einmal eine gewiſſe moraliſche Ueberzeugung felſenfeſt, ſo hat Niemand das Recht, ob der

Unter dieſen Umſtänden würde es doch ſehr gut ſein, wenn D. gleichzeitig auch von Boeckh einen Leſebrief bekäme. Dies Peletonfeuer und dieſe Intervention zu meinen Gunſten von den verſchiedenſten Seiten würde ihn doch verdutzt machen.

Iſt es nicht Fatalität, die ſich an Fatalität knüpft in dieſer Sache, daß gerade in dieſer Zeit Boeckhs Frau ſterben muß? Aber trotzdem möchte ich unter dieſen Umſtänden, wenn nur ſoviel Zeit verfloſſen iſt (wann iſt ſie denn geſtorben?), daß

angewandten Mittel hier das Richteramt zu ſpielen. Einem Urtheile nach dieſer Richtung hin würden die Unterlagen noch fehlen; denn die Vorbedingung des audiatur et altera pars iſt noch nicht erfüllt. Helenes Memoiren haben nach dieſer Seite hin zum erſten Mal mehr Licht verbreitet. Wer möchte aber darauf allein hin urtheilen, oder gar andere verurtheilen? Helene iſt und bleibt — das muß man bei Würdigung ihrer Angaben ſtets im Auge haben — Partei. Ihre Schrift iſt eine Parteiſchrift; Laſſalles Briefe ſind unter demſelben Geſichtspunkte zu betrachten, und der geneigte Leſer wird manches harte Wort, das dort unterläuft, ſeiner Leidenſchaft und ſeinem Unglücke zu Gute halten ſich daher hüten, das eigene Urtheil dadurch beeinfluſſen zu laſſen.

der erſte Schmerz verblutet iſt, daß Sie Boeckh jenen früheren Brief von mir, in welchem ich Ihnen dies auftrug, geben oder ſchicken, die nöthigen Erläuterungen und Namen ꝛc. ꝛc. brieflich oder mündlich hinzufügend. Ein Verluſt, den man durch die Natur erleidet, ſchmerzt tief, aber bricht nicht einen großen Mann und macht ihn nicht unempfindlich für Anderer Schmerz. Dazu bedarf es menſchlicher Willkür und roher Gewalt! Aber Sie dürfen ihm nicht ſagen, daß ich jetzt weiß von ſeinem Verluſte. Denn dann würde es ſich allerdings ſchlecht für mich ſchicken, ihn in dieſem Augenblicke zur Hülfe aufzurufen. Ich muß es alſo ſo wenig wiſſen wie damals, während Sie, der Sie einen poſitiven Auftrag bekommen haben von einem Dritten, dadurch gedeckt ſind, in einer ſo ernſten Sache dem Auftrage nachgekommen zu ſein und eben nur ſagen, Sie hätten ihn einige Zeit zurückbehalten, um ihn nicht im Momente des noch erſten Schmerzes zu überfallen.

Meinen Sie nicht auch? Denn Sie begreifen, es muß ſchnell geſchehen, was überhaupt geſchehen ſoll und gleichzeitig mit Schrenks Intervention, die jedenfalls in ein bis zwei Tagen erfolgt, muß es wirken. Denn verſchiedene

coups, die jeder nach einander verpuffen, nützen nichts.

Telegraphiren Sie mir sofort hierher, was Sie gethan haben, und dann wieder das allgemeine Resultat.

O Freund! Wenn Sie nur zu mir könnten! Ich sterbe, sterbe! Ich leide namenlos!

Ihr

F. L.

Einen an eine andere Adreſſe gerichteten Brief vom gleichen Tage (18. Auguſt) beginnt Laſſalle mit den Worten: „Kein Verdammter in ſo entſetzlicher Höllenpein“ .... „Ich leide jetzt noch entſetzlicher als bisher. Meine Ahnung hat ſich beſtätigt. Aber ich muß ſie trotzdem wiedergewinnen!... Ach! es wäre furchtbar, auch noch an einer Unwürdigen zu Grunde gehen zu müſſen. Und ich ſelbſt trüge die Schuld ihrer Unwürdigkeit! Furchtbare, furchtbare Verwicklung.“ In verſchiedenen Wendungen kehrt die Anſicht immer wieder, Helene ſei getäuſcht über ihre rechtliche Lage (Minorennität) und ohne Kenntniß von ſeinen Rieſenanſtrengungen und Leiden. Der Brief ſchließt: „Hölle im Herzen.“

Ein Augenzeuge meldet, daß Laſſalle ſchon auf dem Wege von Genf nach München geweint habe wie ein Kind. Die eiſerne Ruhe, die in Genf ſeit dem 9. Auguſt über ihn gekommen war, hatte ihn alſo bereits wieder verlaſſen. Der „eiskalte, Körper gewordene Wille,“ in den er ſich verwandelt haben wollte, war alſo unter den von Nord und Süd kommenden Unglücksbotſchaften wie Wachs zerfloſſen. Laſſalle war eben ein Menſch und konnte

das Uebermenſchliche, das ihn jetzt erreichte, nicht mehr tragen. Wiederholt ruft er aus: „ich bin wie ein Kind“, alſo ſchwach und hülflos ganz wie Helene, die ſich in einem während ihrer Sequeſtration geſchriebenen, an Laſſalle gerichteten Zettelchen auch „das Kind“ unterſchrieben hatte. So vollſtändig und ſo gleichzeitig hatte alſo das Unglück dieſe beiden ſtarken Geiſter im Laufe von ein paar Wochen gebrochen. Die Stellen, in denen Laſſalle die Größe ſeines Schmerzes ſchildert, ſind von der alten ergreifenden Schönheit.

Den folgenden Tag (19. Auguſt) verbrachte Laſſalle in fieberhafter Aufregung und Thätigkeit. Er war mehr todt als lebendig; ſchon die phyſiſche Arbeit — er hatte in vierundzwanzig Stunden nach allen Windrichtungen gegen ſechszig Briefſeiten geſchrieben — hätten ihn aufreiben müſſen, „geſchweige dieſe furchtbare Pein“.

Seine Briefe von dieſem und dem folgenden Tage laſſen auf die heftigſten Seelenkämpfe ſchließen. Entgegengeſetzte Geſichter durchkreuzten ſein müdes Gehirn. Einmal fing, bei der Beſtätigung von zwei Seiten, der Gedanke an einen Verrath ſeitens der Geliebten an, in ſeinem Herzen immer breitere

Wurzeln zu faſſen, erſt daſſelbe wie ein böſes Unkraut zu überwuchern und dann des Lichtſtrahles zu berauben und zuſammenzuſchnüren. Auf der anderen Seite wurde in die ſchier ausgehende Flamme ſeiner Liebe neues Oel gegoſſen durch zwei vom 5. und 6. Auguſt datirte, aber erſt jetzt in ſeine Hände gelangende Briefe Helenes an eine ihrer Freundinnen, Briefe, die noch die glühendſte Liebe zu ihrem „Adler", im Uebrigen aber eine wahre Kerkerluft athmeten. Laſſalle reſumirt den Inhalt der Briefe mit den Worten: „Sie iſt ſchon da gebrochen, aber noch ebenſo treu. Sie ruft den Tod herbei in der erſchütterndſten Weiſe." Die von Helene gebrauchten Worte: „on ouvre toutes mes lettres, — il y a eu des scènes affreuses — je suis enfermée depuis jeudi matin — je pars, ou plutôt on me part — je ne sais ce que l'on fera de moi!!" erhitzten ſeine Phantaſie und gingen ihm nicht mehr aus dem Kopfe; ſie ließen ihm Helene als eine bejammernswerthe Dulderin erſcheinen und befeſtigten ihn in dem Gedanken, daß die bisherige Handlungsweiſe derſelben auf Zwang oder liſtige Berechnung ihrerſeits zurückzuführen ſei.*) Das Reſultat war

*) Am 19. Auguſt ſchreibt er einem ſeiner Genfer Freunde in Bezug auf den telegraphiſch ſignaliſirten

eine Verdoppelung ſeiner Anſtrengungen um den Beſitz Helenes. Es bezeugt dies der nachfolgende Brief an Holthoff, der gleichfalls noch aus München datirt.

Abſagebrief Helenes. „Möglich, daß der Vater den Brief (scil. Laſſalles) erhielt und ihr die Antwort aufzwang, möglich auch, daß ſie ganz gebrochen iſt.“ Und in einem Briefe an Helene erklärt er ihren Abſagebrief an Holthoff für „erzwungen“. „Nur Folge der moraliſchen und phyſiſchen Gewalt und der Täuſchung, die man gegen Dich verübt. Es heißt alſo nichts.“

Freitag, 19. Auguſt.

Theurer!

Daß Helene wieder in Genf, habe ich Ihnen telegraphirt.

Komme eben von Schrenk (auswärtigen Miniſter) zurück. Was alſo heut mit ihm vereinbart, iſt Folgendes: Er giebt dem hieſigen Advokaten Dr. Hänle ein offiziöſes Kommiſſariat, nämlich einen Brief an Herrn v. D. mit, worin er dieſem ſagt: er habe Hänle erſucht, ſich in dieſer Sache nach Genf zu begeben, um ſie à l'amiable mit ihm beizulegen, was ihm ſehr wünſchenswerth ſein würde ꝛc. ꝛc. Wenn nicht, ſolle er die Tochter mir perſönlich gegenüber vor einem Notar in Genf ſiſtiren, damit ſie vor dieſem in meiner Gegenwart mir ihre Erklärung abgebe.

So iſt der Inhalt zwiſchen Schrenk und mir verabredet. Wieviel davon und mit welcher

Kraft Schrenk nun schreiben wird, steht dahin. Ich werde den Brief nicht lesen können, weil Schrenk dies für nicht recht hielt und den Brief versiegelt morgen an Hänle schickt. Hänle reist dann mit dem Brief und mir nach Genf. Aber vor Montag früh werde ich schwerlich abreisen. Ich halte zurück, um Ihnen zu folgendem Gelegenheit zu geben:

1. sofort gleichzeitige Intervention durch einen Brief Boeckhs zu erlangen. Das Zusammenkommen beider Schritte würde viel nützen, während jeder vereinzelt wahrscheinlich nicht wirkt.
2. Mir zu telegraphiren, ob Sie viel Werth — oder welchen — auf diese Demarche durch Schrenk und Hänle legen. Telegraphiren Sie mir in folgenden Ausdrücken — je nachdem —: „Viel Werth", oder „Ziemlichen Werth", oder „Wenig Werth", oder „Keinen Werth" (hierher, Hotel Oberpollinger). Dann verstehe ich.
3. Gleichzeitig telegraphiren Sie mir in derselben Depesche über Folgendes: Der König ist in Hohenschwangau. Folglich bin ich einstweilen geneigt, die direkte Demarche bei ihm aufzugeben. Denn über Hohenschwangau zu

gehen wäre möglich, aber doch großer Umweg. Eine direkte Demarche des Königs wäre weit stärker wirkend, aber doch ganz ungewiß, ob ich sie erlange. Vielleicht nähme Schrenk bei seinem Entgegenkommen sogar halb übel, daß ich noch über ihn hinausgehe.

Was meinen Sie? Telegraphiren Sie mir in folgenden Ausdrücken hierüber: „Andere Demarche aufgeben" (d. h. dann, ich solle nicht erst nach Hohenschwangau gehen), oder „Andere Demarche verbinden" (d. h. dann, ich solle über Hohenschwangau gehen auf die Gefahr hin, meine und Hänles Zeit dort unnütz zu verlieren.

So kenne ich dann wenigstens Ihre Ansicht und kann, je nachdem, danach handeln.

4. In derselben Depesche sagen Sie mir, ob Boeckh geschrieben hat oder schreibt oder nicht, in folgenden Ausdrücken: „Hiesige Demarche ist erfolgt", oder „Hiesige Demarche erfolgt morgen", oder „. . . bis zum so und sovielten", oder „. . . erfolgt nicht".

Ist es möglich Holthoff, daß sich ein Mann so für ein Weib abplagen, so beständig für sie vergehen kann! Und für ein Weib, das sich

zwingen läßt, ihn aufzugeben! O, Helene! Helene! wenn ſie nur feſthielte! Der Gedanke iſt fürchterlich. Ach, Tod wäre Erlöſung und Wohlthat!

Helfen Sie, handeln Sie, laſſen Sie Boeckh ſchreiben, ſchreiben Sie auch gleichzeitig. Treiben Sie jeden Succurs auf, den Sie können! Ach, ich vergehe vor Qual!

Ihr

F. L.

Der Brief läßt eine gewiſſe geiſtige Abſpannung Laſſalles nicht verkennen; der ſonſt ſo ſcharfſinnige Kopf mag ſich ſelbſt in verhältnißmäßig leicht zu entſcheidenden Fragen auf ſein eigenes Urtheil nicht verlaſſen. Er fühlt es, wie das Verhängniß immer engere Kreiſe um ihn zieht; und wie ein Ertrinkender ſchlägt er die Hände zuſammen mit einem letzten Schrei um Hülfe. „Treiben Sie jeden Succurs auf! Ich vergehe!“

Noch ſchärfer ſpiegelt die ſich gegenſeitig bekämpfenden und gewiſſermaßen die Wage haltenden Gefühle Laſſalles ein von ihm an demſelben Tage (19. Auguſt) an die Geliebte gerichteter (zehnter) Brief, worin er derſelben Muth und Standhaftigkeit predigt: „Ich habe Rieſenkräfte und ich werde ſie vertauſendfachen, um Dich zu erkämpfen. Kein Menſch kann Dich mir entreißen, wenn Du feſt und treu bleibſt. Seit ich daran zweifle, bin ich der Elendeſte aller Menſchen. Ich leide ſtündlich tauſendfachen Tod. Und doch, es iſt unmöglich! Du kannſt mich nicht verrathen, einen Mann, wie mich, einen Mann, der Dich ſo raſend liebt. Ich bin mit Demantketten an Dich geſchmiedet. Ich leide tauſendmal mehr, als Prometheus am Felſen. Aber, wenn Du meineidig wirſt, nach ſo vielen Eiden und ſolcher Liebe gegenüber,

ſo wäre die Menſchennatur entehrt, man müßte verzweifeln an jeder Wahrheit, jeder Treue; Lüge wäre Alles, was exiſtirt. Dies ſagen Alle, die dieſe blutige Geſchichte kennen. . . . Schreibe mir nur ein einziges Wort, ob Du feſt und treu bleibſt, und ich bin geſtählt vom Wirbel bis zur Zeh." —

Und ſeinen Genfer Freunden ſchrieb er: „Wenn dieſes Weib von mir läßt, für das ich ſo namenlos märtyrere, ſo iſt Alles geſchändet, was Menſch heißt! Ein Felſenherz, das ſo liebt, ſo treu aushält wie das meinige, ſo zu zerreißen! . . . Kurz, gehe ich jetzt zu Grunde, ſo iſt es nicht mehr an der brutalen Gewalt, die ich gebrochen habe, ſondern — wenn ſie mir eben vor dem Notar „Nein" erklärt ſtatt „Ja" und mit mir zu gehen — an dem grenzenloſen Verrath, an dem unerhörteſten Wankelmuth und Leichtſinn eines Weibes, das ich weit über alles Maß des Erlaubten hinaus liebe! Es wäre wirklich das Grenzenloſeſte von Allem, wenn ich deshalb den Miniſter des Aeußern vermocht habe, ein Commiſſariat zu ertheilen und ſie mir vor dem Notar ſiſtiren zu laſſen, damit ſie mir auch noch das furchtbare Ridicule giebt, mich mit einem „Nein" abzuweiſen. Inzwiſchen, wenn ſie mir

den Dolch in die Bruſt ſtoßen will — je n'ai rien à dire! Wenigſtens falle ich nicht durch den Uebermuth eines brutalen Mannes. — Ich kann ſie übrigens unter keinen Umſtänden für ſo vollendet ſchlecht, ſo furchtbar ſchlecht, ſo grenzenlos ſchlecht halten."

Der 20. Auguſt brachte nichts Neues. Laſſalle verwandte ihn, um ſeinen Freunden und Helene gegenüber auf's Neue ſein Herz auszuſchütten. Den erſteren ruft er zu: „Iſt ſolcher Verrath je dagewesen? Habe gerade ich das verdient, das treueſte Herz dieſer Erde! Ich Unglücklicher! Ich hätte nicht verdient, auf eine ſo Unwürdige zu treffen." Der an Helene gerichtete Abſchiedsbrief iſt vollends um Steine zu erweichen. „Ich ſchreibe Dir den Tod im Herzen. Du, Du verräthſt mich! Es iſt unmöglich! Noch, noch kann ich an ſo viel Felonie, ſo furchtbaren Verrath nicht glauben. Man hat Deinen Willen vielleich momentan gebeugt, gebrochen, Dich Dir ſelbſt entfremdet; aber es iſt nicht denkbar, daß dies Dein wahrer, Dein bleibender Wille ſei. Du kannſt nicht jede Schaam, jede Liebe, jede Treue, jede Wahrheit von Dir geworfen haben bis zu dieſem äußerſten Grade! Du würdeſt in Verruf gebracht und entehrt haben Alles, was

Menſchenantlitz trägt — Lüge wäre jedes beſſere Gefühl, und wenn Du gelogen haſt, wenn Du fähig biſt, dieſen letzten Grad der Verworfenheit zu erreichen, ſo heilige Eide zu brechen, und das treueſte Herz zu zerſtören — unter der Sonne gäbe es nichts mehr, woran irgend ein Menſch noch glauben dürfte! Du haſt mich mit dem Willen erfüllt, nach Deinem Beſitz zu ringen; Du haſt gefordert, zuerſt alle konvenablen Mittel zu erſchöpfen, ſtatt Dich von Wabern zu entführen; Du haſt mir die heiligſten Eide mündlich und ſchriftlich geſchworen, auszuharren für immer und felſenfeſt zu bleiben; Du haſt mir noch in Deinem letzten Schreiben erklärt, daß Du nichts, nichts biſt, als mein liebendes Weib und keine Gewalt der Erde Dich abhalten ſoll, dieſen Entſchluß auszuführen. — — Und nachdem Du dies treue Herz, das, wenn es ſich einmal ergiebt, ſich für immer ergeben hat, gewaltſam an Dich gezogen — ſchleuderſt Du mich, nachdem der Kampf kaum begonnen, nach winzigen vierzehn Tagen hohnlachend in den Abgrund, verräthſt und zerſtörſt mich? Ja, es wäre Dir gelungen, was nie einem Schickſal gelang, Du hätteſt den härteſten Mann, der allen äußeren Stürmen ſtand, ohne zu zucken, zertrümmert,

zerbrochen! Dieſen Verrath könnte ich nicht überwinden! Ich wäre von innen heraus getödtet! Du würdeſt meinen furchtbarſten Haß und die Verachtung einer Welt verdienen! Helene, treu meinem Wort „je me charge du reste“ ſitze ich hier und thue alle Schritte, den Widerſtand Deines Vaters zu brechen. Bereits habe ich treffliche Mittel in der Hand, die gewiß nicht wirkungslos bleiben. Und führten ſie nicht zum Ziel, noch beſitze ich tauſend und tauſend Mittel, und will alle Hinderniſſe zu Staub zerreiben, wenn Du treu bleibſt; denn weder meine Kraft noch meine Liebe zu Dir hat Grenzen: Je me charge toujours du reste! Die Bataille iſt ja kaum engagirt, Kleinmüthige! Und während ich hier ſitze und Unmögliches bereits erreicht habe, verräthſt Du mich dort auf die Schmeichelworte eines anderen Mannes! Helene! Mein Schickſal ſteht in Deiner Hand! Aber wenn Du mich zerbrichſt durch dieſen bübiſchen Verrath, den ich nicht überwinde, ſo möge mein Loos auf Dich zurückfallen und mein Fluch Dich bis zum Grabe verfolgen. Es iſt der Fluch des treuſten, von Dir tückiſch gebrochnen Herzens, mit dem Du das ſchändlichſte Spiel getrieben. Er trifft ſicher.“

Am 21. August erhielt Ferdinand den bereits telegraphisch avisirten, berüchtigten Absagebrief Helenes, welcher nach einer unserer Handschriften-Sammlung beiliegenden „Copie“ lautet wie folgt:

„Sr. Wohlgeboren Herrn Lassalle.

Nachdem ich mich von ganzem Herzen und in tiefster Reue über die von mir unternommenen Schritte mit meinem verlobten Bräutigam Herrn Janko von Racowitza ausgesöhnt und dessen Liebe und Verzeihung wiedergewonnen habe; — nachdem ich davon auch Ihrem Rechtsanwalt Herrn Holthoff in Berlin Nachricht gegeben habe, bevor ich dessen abmahnenden Brief erhielt, erkläre ich Ihnen freiwillig und aus voller Ueberzeugung, daß von einer Verbindung zwischen uns nie die Rede sein kann, daß ich mich von Ihnen in jeder Beziehung lossage und fest entschlossen bin, meinem verlobtem Bräutigam ewige Liebe und Treue zu widmen.

Helene.

Ich ersuche Sie, mir den Brief, den Sie von mir in Händen haben, zurückzustellen.“

Vorstehender Brief wurde am 18. August von Helene einem Vertrauten Lassalles zur Beförderung an den letzteren nach München übergeben, telegraphisch ihm aber sogleich avisirt. Die unter

dem 18., 19. und 20. Auguſt geſchriebenen Briefe ſind alſo bereits unter dem Eindruck der Hiobspoſt geſchrieben. Der Brief ſelbſt gelangte allerdings erſt am 21. Auguſt in Laſſalles Hände.

Der Brief hat einen Sturm von Entrüſtung hervorgerufen, und doch konnte derſelbe in den Augen jedes Unbefangenen, eben weil er zu viel beweiſen wollte, nichts beweiſen, es ſei denn die völlige Unfreiwilligkeit der Briefſchreiberin. Wir wiſſen aus dem Briefe Helenes an Holthoff aus Wabern, wie furchtbar ihr der Schritt wurde, ihrem erſten Verlobten das Herz zu brechen. Und nun, wo die Rollen getauſcht ſind, wo ſie den einzig Geliebten dem ſchnell zur Stelle geſchafften abgedankten Liebhaber opfern muß, ſoll ſie, die Briefſchreiberin, mit den geflügelten Worten, ſich einer ſolch ſchauervoll kalten, ſchnöden Ausdrucksweiſe bedient, ihm einen ſolchen Stoß ins Herz verſetzt haben? Wenn in Laſſalle auch nur noch ein Tropfen ruhigen Blutes und ein Bischen Urtheilskraft zurückgeblieben war, ſo mußte er ſich dieſes ſagen; der Brief mußte im Gegentheil Waſſer auf ſeine Mühle ſein, ein werthvoller Belag für die Behandlung der Geliebten und die völlige Unfreiheit ihrer Feder. Zu neuer Beunruhigung und zu einer

Aenderung in der eingeſchlagenen Taktik lag ein Anlaß ſicherlich nicht vor.

Thatſächlich wirkten aber Helenes Zeilen auf ihn mit der Gewalt eines kalten Waſſerſtrahles. Die überſchwängliche Leidenſchaft weicht plötzlich einer ruhigen, faſt cyniſchen Auffaſſung der Dinge, er will nur als Sieger aus der Affaire hervorgehen, coûte qu'il coûte: „Ich approbire Alles — ſchreibt er einem Freunde — wenn es nur ſicher hilft. Entführung: mit Liſt, mit Gewalt.“ Selbſt entehrt von einem Dritten will er ſie haben. Unverſehens befindet er ſich aber wieder in dem alten Ideengeleiſe: „Alles handelt ſich darum — ſo fährt er in demſelben Briefe fort — Helene wieder zu gewinnen. Mit dem Alten würde ich ſicher fertig werden. Alles handelt ſich darum alſo, daß die Gräfin mit Helene ſpricht. Die wird ſie ſchon verarbeiten! Und ebenſo darum, ihr meine neueſten Briefe — auch noch den alten ſilberpapiernen — ſoweit mitzutheilen, als nicht aus demſelben die hieſige Demarche hervorgeht. Denn in dem jetzigen Augenblick hat man ſie in einen ſolchen Taumel von Kindesliebe hineingeſprochen, daß ich ſie ſogar für fähig halte, die hieſige Demarche dem Alten zu verrathen und dann kann er ſich gegen ſie gardiren und ſie iſt verloren. Wohl

aber muß man Helenen mittheilen, daß die Hülfe von hier nahe sei und ihr so wieder Muth machen. Denn Hoffnungslosigkeit erklärt die Hälfte ihres Zustandes. Warum setzte ich sie Kämpfen aus? Ich bin der Esel! Dabei bleibt es."

Lassalle zeichnet sich als „trostlos", der Brief dokumentirt aber immerhin einen ungeheuren Schritt auf dem Wege ruhiger Besonnenheit, kalter Ueberlegung und nüchterner Anschauung der Dinge, Eigenschaften, die bisher denselben beinahe ganz verlassen hatten. Die Herrschaft über seine Gefühle verläßt ihn auch nach seiner am 24. August erfolgten Rückkehr in die Stadt Rousseaus zunächst nicht.

Hier will derselbe nur Gewißheit darüber erlangen, daß ein Zwang auf Helenes Entschließungen nicht ausgeübt worden sei. Angesichts der vielen Gegenbeweise glaubt er aber diese Ueberzeugung nur dadurch gewinnen zu können, wenn er die Nachricht von ihr bestätigt erhält. Ihre Briefe wollte er niemals zurückgeben, es sei denn nach einer persönlichen Unterredung. Noch einmal wollte er und mußte er sie persönlich und allein sprechen: „Ich will und muß das Todesurtheil aus Deinem eigenen Munde hören. Nur so werde ich glauben, was sonst unmöglich scheint." —

Der Umstand, daß die von Lassalle erbetene Unterredung mit dem Vater Helenes nunmehr sofort bewilligt wurde, beweist, daß seine Münchner Schritte, und das dort erwirkte offiziöse Kommissorium des Dr. Haenle bereits im Begriffe waren, ihre Wirkung zu thun. Die betreffende Unterredung fand am 25. August statt; sie führte aber nur zu gegenseitigen Recriminationen, ja sie war dazu angethan, die oben erwähnten Zweifel Lassalles noch einmal zu beleben, denn seine letzte an Herrn von D. gerichtete Frage: „Können Sie behaupten, daß Helene aus freiem Willen und ohne den Einfluß Ihres Verbotes das zwischen uns ausgetauschte Eheversprechen zurückgezogen hat?“ beantwortete derselbe dahin, daß er dies nicht könne.

Lassalles Situation in diesem Momente war zwar keine rosige, als ganz ungünstig oder gar hoffnungslos konnte man dieselbe aber sicherlich auch nicht bezeichnen. Das „offiziöse Kommissariat“ hatte bereits seine Schuldigkeit gethan und ihm den ehedem so hartnäckig verweigerten Zutritt in die feindliche Festung geöffnet. Helene selbst war wieder in Genf, das ihm einen günstigen Rechtsboden bot. Die Zierden der Anwaltschaft von Genf und München standen ihm berathend und

helfend zur Seite, daneben Freunde, vielleicht mehr als ihrer nöthig. Alles war für den großen Moment vorbereitet, und es handelte sich nur mehr darum, zu regeln, wie die Sistirung Helenes vor dem Notar in das Werk gesetzt werden sollte. Da traf ihn, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die Schreckenskunde, daß Helene selbst mit unglaublicher Frivolität die gedachte Sistirung und damit die Möglichkeit einer persönlichen Aussprache mit ihrem ehemaligen Verlobten abgelehnt habe.

Wie die Zeugen des Vorganges behaupten, verließ seltsamer Weise Lassalle bei Anhörung des Berichtes die Ruhe nicht. Er bemerkte den Vermittlern, daß er natürlich ihrer Beschreibung den vollsten Glauben schenke, daß er aber als Jurist öfter die Erfahrung gemacht habe, wie einzelne kleine Einzelheiten und Worte von höchster Wichtigkeit zur Gewinnung eines ganz gerechten Urtheils sein könnten, und er ersuche sie daher, ihm möglichst die eigenen Ausdrücke wiederzugeben, beziehungsweise ein Protokoll über die Unterredung aufzusetzen und mit ihrem Namen zu beglaubigen. Nach Inhalt dieses Protokolls d. d. 26. August 1864 wies Helene die Unterredung mit Lassalle mit den Worten ab: „Wozu das, ich weiß, was er will. Ich habe die Sache satt.“

Auf die Erinnerung an ihre Schwüre erwiderte sie neckisch: „Schwüre! O, ich schwöre ja nicht!“ Auf die Bemerkung, daß diese Antworten doch im schroffsten Widerspruche stünden mit den so außergewöhnlichen Schritten, die sie gegenüber Lassalle gethan habe, z. B. mit dem Schritt in der Pension Bovet, entgegnete sie leichthin: „Ja, das ist richtig, aber das geschah nur im ersten Moment.“ Endlich stellte ihr Rüstow auch noch vor, daß eine ihrer Aeußerungen die Deutung zulasse, als ob sie von einer persönlichen Besprechung mit Lassalle eine Rückkehr zu ihrer früheren Stimmung selbst befürchte. Das verneinte sie und bezeichnete die Besprechung als „ganz nutzlos“; und da Dr. Haenle die Ansicht äußerte, es sei ja nicht nöthig, daß die Besprechung volle zwei Stunden dauere, da ja Lassalle, wenn sie ihm in derselben Weise entgegnete, sicher früher abbrechen würde, sprach sie lächelnd: „Lassalle spreche gern und viel, es würden wohl kaum die zwei Stunden reichen.“ Oberst Rüstow stellte ihr vor, daß sie selbst zugebe, Lassalle ein tiefes Unrecht angethan zu haben, und daß sie ihm daher eine Genugthuung schulde. Sie warf dagegen lächelnd ein: „Seiner Eitelkeit?“ Auf weitere Vorstellungen Dr. Haenles

erklärte Helene, „daß sie sich **die Sache überlegen und ihren Entschluß an Dr. Haenle schriftlich mittheilen werde.**“

Als Lassalle das verhängnißvolle Aktenstück zu Augen kam, da riß ihm der Faden der Geduld, und riesengroß wuchs an Stelle der Liebe eine andere Leidenschaft: der Durst nach Rache. Nach dem Bericht seiner Freunde brach mit einemmal der in den letzten Tagen so mühsam verhaltene Ingrimm mit solcher rasenden Wuth hervor, daß nur Diejenigen, welche diesen leidenschaftlichsten aller Menschen in Augenblicken der höchsten Aufregung gesehen, sich einen Begriff davon zu machen vermögen. Er rannte wie ein gefangener Löwe im Zimmer umher, sich mit beiden Händen in das Haar greifend und nur abgerissene Sätze hervorstoßend: „Mit mir sollte man ungestraft ein solches Spiel getrieben haben. Gegen mich sollte man solche Beleidigungen gewagt haben. Mich sollte man mit solcher Lächerlichkeit, mit solchem Hohn und Spott bedecken können. Ich sollte von einer solchen Dirne hintergangen und verspottet sein. Ich sollte mit so miserablen Gegnern und Hindernissen, die jeder dumme Junge überwunden hätte, nicht fertig geworden sein. Ich

muß Rache haben!“ Das war der Ruf, den er immer wiederholte.

Der Wuthausbruch Laſſalles iſt zu erklären, wenn man bedenkt, welche Anſtrengungen es demſelben koſtete, den bewußten notariellen Akt zu Stande zu bringen, wie er dem Schein der Lächerlichkeit anheimzufallen fürchtete, da ſeine in München vor dem bayeriſchen Miniſter ausgeſprochenen Prämiſſen ſich als falſch herausgeſtellt hatten. Schließlich hatte er doch gerade auf dieſen Akt die größte und letzte Hoffnung geſetzt. Seine Phantaſie hatte ſich dieſe Notariatsſcene als ein wunderſam ſchönes Schlußtableau ausgemalt. Der Starrſinn des Vaters wird gebrochen, Helene gewinnt die Freiheit des Willens wieder, ſie ſpricht ihr deutlich vernehmbares „Ja“, nimmt ſeinen Arm, und macht ihn zum Glücklichſten der Sterblichen. Alles das dachte ſich Laſſalle ſo leicht und ſicher, wie „bon jour“ zu ſagen.

Bis in das kleinſte Detail hatte er Alles vorbereitet. Nach dem Notariatsakte ſollte Helene entweder eine eigene Wohnung nehmen, oder zu einer ſeiner Freundinnen ziehen, am andern Tag oder auch augenblicklich vom Notar weg mit ihm nach Italien gehen, um in drei Tagen ſeine Frau zu werden. Die Reiſevorbereitungen waren

getroffen, bis auf die Beſorgung eines Paſſes für die Geliebte. „Alles, Alles, Alles — ſo ſchrieb er prophetiſch — hängt alſo von dem Ausgang dieſer Einen Stunde ab, die über mein Leben entſcheidet.“ — Und dieſe Stunde ſollte ihm nicht einmal ſchlagen, nur Hohn und Spott hatte die Braut für ihn mehr übrig. Das war zu viel!

In ſeiner grenzenloſen Aufregung provocirte Laſſalle, der prinzipielle Feind des Duells, den Vater Helenes und gleichzeitig den aus Berlin herbeicitirten Rivalen Janko in der denkbar ſchroffſten Weiſe zum Zweikampf. Für ihn war der Waffengang aber nicht etwa ein Duell gewöhnlicher Art, nein, in erſter Linie ein Racheakt, in zweiter Linie ein Gottesurtheil; es ſollte Gericht gehalten werden über die Schuldigen, die Treue ſollte aus dem Kugelwechſel als Sieger hervorgehen, der Gegner, der ihn mit ſeinen Schmeichelworten um die Geliebte gebracht, ſollte den blutigen Lohn erhalten. Helene gehörte dann auf's Neue ihm. Wider ihren Willen hatte er ſie zurückerobert. Den Gegnern war kein Stoff gegeben, ihn zu verhöhnen, bezw. ſich über ihn luſtig zu machen. Rein und makellos konnte er die politiſche Arena wieder betreten. Der Gedanke, daß *er*, der Unſchuldige, ſelbſt fallen könne, blieb ihm —

bei dem gerade jetzt wiederkehrenden Glauben an sich selbst und an seine Sterne — meilenweit ferne. In seinem Fatalismus zweifelte er so wenig an dem endlichen Siege, daß er die gefährlichsten Waffen zu wählen bereit war, und daß er es verschmähte, dieselben auch nur zu versuchen; die Besorgniß der Freunde für sein Leben fand bei ihm nur ein mitleidiges Lächeln. — Und doch, wie ahnungsvoll waren die Freunde!

Bevor wir die Entwicklung des Dramas weiter verfolgen, wollen wir uns einen Ruhepunkt gönnen, um das zu übersehen, was in der Zwischenzeit im Hause Helenes und in ihrer Seele vorgegangen ist, und das Unmögliche zur Thatsache gemacht hat.

Tout comprendre c'est tout pardonner.

Bis vor Kurzem war — ausgehend von den bald nach der Kataſtrophe erſchienenen Broſchüren — die landläufige Auffaſſung die, Helene ſei das koketteſte, frivolſte, wankelmüthigſte, herzloſeſte und treuloſeſte Weib, das je die Sonne beſchienen. „Die Kreatur iſt der Abſchaum der Menſchheit", ſo heißt es in einem uns vorliegenden, unmittelbar nach der Kataſtrophe geſchriebenen Briefe eines ſich mit dem Buchſtaben S. zeichnenden Korreſpondenten. Die ſo urtheilten und dann von ihrem hohen ſittlichen Standpunkte aus auf das unglückliche Weſen Steine auf Steine warfen, haben ſich gleichwohl ſehr geirrt, ſie haben Vieles nicht gewußt und deshalb Helene nur zur Hälfte verſtanden; ſie haben den alltäglichen Maßſtab an ein Weſen

angelegt, das durchaus incommensurabel war: körperlich und geistig. Einer der Mitwirkenden der Tragödie schilderte einmal den fast unheimlichen Eindruck, den Helene in einem Zustande hoher Erregung auf ihn gemacht hatte: Leichenblaß, mit weißen Lippen, im schwarzen, langen Kleid, die großen, seelenlos blickenden Augen auf's Leere gerichtet, erschien sie ihm wie ein Gespenst, ein Vampyr, oder sonst solch ein lebendig-todtes Sagengeschöpf.

Uns kam sie bei flüchtiger Begegnung vor, wie eine Marmorbüste mit goldenen Haaren, wie eine der Grotte von Capri entstiegene Nixe, wie ein mit dämonischen Kräften ausgestattetes Cäsarenweib. Lassalles ersten Eindruck kennen wir aus unserer obigen Erzählung; ihm war sie Brunhilde!

Doch was sollen wir uns des Breiteren über ihr fascinirendes Aeußere ergehen. Hat uns doch der erste Porträtmaler unserer Zeit, Lenbach, durch das dem Büchlein beigefügte, aus dem Jahre 1865 stammende Porträt der Mühe der Schilderung überhoben. Ungewöhnlich war, das beweist schon ihre schriftstellerische Thätigkeit, ja, der kleinste Brief von ihrer Hand, auch ihre geistige Begabung. Und von diesem Weibe haben die Mitspieler des Dramas erwartet, daß sie ganz ebenso

handeln würde, wie jede andere Tochter Evas! Daß Helene, wie aus ihren Memoiren hervorgeht, ein doppeltes Spiel trieb, wollten sie nicht einsehen.

Ueberſehen wir, an der Hand ihrer Memoiren, noch kurz ihre Taktik und den Gang der Verhandlungen.

Alle, die ſich mit unſerem Drama beſchäftigt haben, erkennen an, daß die Haltung Laſſalles am Tage ſeiner Ankunft in Genf geeignet war, Helene aus ihrem Liebeshimmel herauszureißen, oder — wie ihre Feinde ſich ausdrückten — „verſtimmend auf ſie einzuwirken". „Sie hatte — bemerkt einer der unparteiiſchen Biographen — Alles auf eine Karte geſetzt, ſie, die Willensſchwache, hatte ſich ganz hingegeben und mit einer, ihrem Weſen und ihrer Jugend nicht natürlichen Entſchloſſenheit gehandelt. Und man war ihrer auf den höchſten Punkt geſtiegenen Leidenſchaft mit Vernunfterwägungen begegnet. Es war alſo nicht zu verwundern, daß ihre glühende Schwärmerei für den, welchen ſie „ihren ſchönen herrlichen Adler" genannt hatte, ebenfalls Vernunftrückſichten wich von dem Augenblick an, wo der Adler ſich in einen gewöhnlichen zahmen Vogel zu verwandeln ſchien." Dieſe erklärliche Metamorphoſe iſt aber bei ihr in Wirklichkeit — man ſpricht von der Tiefe ihres Herzens,

nicht von äußerlichen, trügeriſchen Akten — nicht vor ſich gegangen.

Weil ſie von Laſſalle nicht laſſen wollte, wurde ſie zwei Tage von jedem Verkehr nach außen abgeſchloſſen; am 5. und 6. Auguſt gelang derſelben jedoch bereits die Beſorgung jener obenerwähnten zwei Briefe an die Freundin, die noch voll der leidenſchaftlichſten Gefühle für ihren „geliebten Adler“ waren, und von denen ſie annehmen durfte, daß ſie den Weg zu dieſem finden würden. Die vage Nachricht von der Abreiſe Laſſalles von Genf ſchien ihr ein Räthſel. Es erwachen die erſten Zweifel an der Beſtändigkeit ſeiner Liebe. Folgt ein tagelanges Eindringen der Ihrigen, Laſſalle aufzugeben, und nicht durch eine Verbindung mit ihm die Familie zu ruiniren. „Ich will — ſo ſchildert ſie ſelbſt ihre Martertage — kurz ſein: das ging tagelang ſo fort! Sie kamen jeden Tag — klagten und weinten mir vor, nun auch die Mutter; — von Laſſalle hörte ich nichts mehr, und mein Körper fing an, die durchgemachten Kämpfe zu fühlen — ich war ſehr leidend. Nach wenigen Tagen verlegte ſich auch der Vater auf's Bitten und — hier rufe ich jedes menſchliche, vor allem jedes weibliche Weſen an, ſich in meine Lage zu verſetzen, und mir dann, alles bis jetzt Gehörte

in Erwägung ziehend, zu ſagen, ob es nicht furchtbar ſchwer iſt, ſich dem Einfluß der Familie, dieſem Band, das Herz an Herzen ſchließt, zu entziehen? Glauben Sie mir, Alle, die dies leſen, es dauert lange und bedarf harter Kämpfe und gräßlicher Erlebniſſe, bis man die Liebe zu Eltern und Geſchwiſtern, dieſe von erſter Kindheit an gefühlte Zuneigung, in Haß verwandeln kann! — bis man dem Flehen der Seinen unzugänglich wird! Ich glaubte Alles, was ſie mir vorſprachen, was ich ſeitdem gelernt habe, als Phraſe zu bezeichnen! Und dann kam eine Nacht, in der ich mir ſagte: Dein Leben iſt überhaupt ohne Reiz, ohne Werth! Selbſt der Mann, um deſſentwillen du dies Alles erduldet haſt, findet Dich nicht der Mühe werth; er kümmert ſich nicht mehr um dich und verläßt dich. Wer biſt du alſo? — ein werthloſes, gleichgültiges Ding! Haſt du da das Recht, um deines Glückes willen die Ruhe, die Stellung und das Glück deiner ganzen Familie aufs Spiel zu ſetzen? Nein, gieb dich auf, gieb deinen letzten Anſpruch an Glück in der Welt auf — und mache ſie glücklich! — Am nächſten Morgen ſagte ich mit leiſer Stimme und faſt brechendem Herzen zu meiner Mutter: Wenn es denn wirklich Euer Aller Unglück iſt, ſo verzichte ich auf mein Glück — auf

Laſſalle! — — — Mit dieſem Wort aber verzichtete ich nicht nur auf meinen Antheil an Glück im Leben, ſondern, ſo erſchien es mir damals und noch lange, lange Zeit darauf, auf dieſes Leben ſelbſt!“

Von hier ab beginnt indeſſen erſt das doppelte Spiel Helenes, denn ſie ſcheint ſchon ſehr bald anderen Sinnes geworden zu ſein. Während dieſelbe unbekümmert um den nach außen erzielten Eindruck alle ihr vorgelegten Schriftſtücke blindlings unterſchreibt, und alle Erklärungen abgiebt, die die Ihrigen ihr abdrängen, erklärt ſie den letzteren mit demſelben Athemzuge, daß Laſſalle ihr Gott ſei und bleibe. Dem herbeigeeilten früheren Verlobten Janko von Racowitza ſchwört Helene, wenn ſie je Ferdinand wiederſehe, zu ihm zu gehen und bei ihm zu bleiben, „und ſollte der Weg über Euer aller Leichen führen! Mit eigener Hand helfe ich Euch Alle erſchlagen, erdroſſeln oder vergiften — auch Dich — um zu ihm zu gelangen! — Das merke Dir — und nun nimm mich, wenn Du noch willſt! Wenn Du, alle meine Geſchwiſter, alle die Menſchen, die ich je geliebt habe, wenn Ihr Alle jetzt hier todt zu meinen Füßen läget — ich wollte noch nicht mit einer Wimper zucken — vielleicht würde ich mich freuen,

denn ich könnte dann ungestört über Eure Leichen zu ihm gelangen."

In der Unterredung mit dem öffiziösen Kommissar Dr. Haenle läßt sie sich, um eine gewisse Seite zufrieden zu stellen, zu geistlos groben und unglaublich herzlosen Antworten herbei. Auf der anderen Seite hofft sie, derselbe müsse verstehen, wie sie hülfeflehend zu ihm aufsehe, und mit Janko wird verabredet, daß er selbst sie Lassalle zuführe.

Dem Dr. Haenle erklärt sie vor dessen Weggang: **„Ich will mir die ganze Sache überlegen und Ihnen meine Antwort schriftlich mittheilen."** Als sie, neue Pläne schmiedend, im Begriffe war, diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen, kam ihr die niederschmetternde Nachricht: „Zu spät! Dr. Haenle ist nach München abgereist, Lassalle hat Deinen Vater gefordert."

Beherrscht von der einen Idee: „Wie wieder am schnellsten zu Lassalle kommen?" schien ihr selbst das bevorstehende Duell des Letzteren mit Janko als ein möglicher Weg zum Glück. „Ich rechnete: Wenn Janko todt ist, und sie bringen ihn zurück, so entsteht große Aufregung, Niemand paßt auf mich auf, ich entwische — und bin bei Lassalle, mit ihm für immer. Daß es anders, als

auf die gedachte Weise enden konnte, das kam mir auch nicht einmal wie eine traumleichte Ahnung."

Die ganze Haltung Helenes wird uns aber überhaupt erst dann verständlich und so zu sagen menschlich näher gerückt, wenn wir von ihr erfahren, daß sie von den Riesenanstrengungen, die Lassalle in Genf und München machte, um sie wiederzugewinnen, keine Kenntniß hatte, und daß sie an demselben geradezu irre werden mußte, da ihr vorgeredet wurde, Lassalle habe seine Briefe von ihr zurückgefordert. Diese völlige Unkenntniß der Verhältnisse war aber hinwiederum nur dadurch ermöglicht, daß sie von allen oben erwähnten neun an sie gerichteten Briefen Ferdinands nur einen erhielt, und auch diesen nicht zu lesen bekam. Sie hatte ja ihr Ehrenwort abgeben müssen, einen durch Lassalles Freunde ihr eventuell übergebenen Brief nicht zu lesen, sondern ihn unerbrochen ihrer Mutter oder auch Janko abzuliefern. Alle die Bogen langen Liebesergüsse Ferdinands, all' seine Worte des Trostes, die Mahnungen zum Festhalten, all' die Weckrufe ihres Gewissens, die Appelle an ihre anständigen Gesinnungen, seine Drohungen und Warnungen vor fluchwürdigem Wortbruch, sie alle waren also buchstäblich in den Wind gesprochen.

Zu alledem kam noch die — wir wollen uns euphemistisch ausdrücken — zweideutige Haltung der nach Genf zu Lassalles Unterstützung geeilten Freunde desselben.

Sie haben — wer kann heute noch in ihre Brust sehen — nach ihrer Ansicht vielleicht Alle das Beste für Lassalle gewollt; Thatsache ist aber, daß ihre Absichten und Ziele schließlich den seinigen schnurstracks zuwiderliefen. Denn während er Helene um den Preis seines Lebens gewinnen wollte, thaten jene schließlich Alles, um jene Verbindung zu verhindern. Es läßt sich dieser Satz unwiderleglich beweisen, da die herbeigerufenen Mittler aus ihren Gesinnungen weder Lassalle noch dritten Personen gegenüber ein Geheimniß machten. In der allerverächtlichsten Weise ergeht sich beispielsweise einer der Freunde über Helene in einem Lassalle unterm 18. August nach München erstatteten Bericht und in dem Briefe an den Vater Helenes vom 22. August schreibt ebenderselbe: „Alle Freunde Lassalles und ich in erster Reihe sind überzeugt, nach Allem was vorgegangen, daß es für Lassalle das größte Unglück wäre, wenn er die Hand des Fräulein Helene noch erhielte."

Ein ganzes Kapitel unserer Geschichte kann man füglich überhaupt „Weib gegen Weib" über-

ſchreiben. Die von Laſſalle in ſeiner Herzenseinfalt zu Hülfe gerufene „mütterliche Freundin“ that buchſtäblich Alles, um Ferdinand gegen Helene und Helene gegen Ferdinand in Harniſch zu bringen und ihn, deſſen Gegenwart in Genf doch entſcheidend war, ſo lange als möglich in München zurückzuhalten. An Helene ſchrieb dieſelbe am 22. Auguſt u. A.: „Sie werden ebenſo einſehen, daß es nach Allem, was geſchehen, in Ihrem Intereſſe als Dame noch weit mehr, als in dem des Herrn Laſſalle liegt, daß Ihr Verhältniß zu ihm in der allerrückſichtsvollſten Form ſeine Löſung finde.“ Es war das dieſelbe Mittlerin, welche noch drei Tage vorher (19. Auguſt), die Situation trefflich überſehend, Ferdinand die Troſtesworte geſchrieben hatte: „Die Leute hier ſind alle der Meinung, daß Ihnen bei der erſten perſönlichen Zuſammenkunft Helene wieder um den Hals fällt.“

Daß die Freunde Laſſalles ſchließlich die Verbindung deſſelben mit Helene um jeden Preis hindern wollten, bezeugt auch ihr Verhalten nach der S. 157 geſchilderten Scene. Von den unwürdigen, höhniſchen und ſpöttiſchen Redensarten Helenes, welche ſich nicht entſchuldigen, aber aus der Gemüthsverfaſſung derſelben pſychologiſch erklären laſſen, wurde ihm nicht eine geſchenkt. In den ſchärfſten

Worten ſchilderten ſie ihm vielmehr den tückiſchen Verrath, das ſchändliche Spiel, das man mit ihm getrieben, die tiefe Verworfenheit der Perſon, die er ſo ſehr geliebt, den unſäglichen Seelenſchmerz, die Kämpfe und Beleidigungen, die er für dieſe Unwürdige erlitten hatte. Wie anders mußte der Ausgang ſein, wenn die Freunde dem bereits zu Tode Gehetzten das Benehmen Helenes in ſchonender Weiſe darſtellten, wenn ſie ſeine Manneswürde ſchonten und den Accent auf den Umſtand legten, daß auch dieſe Unterredung in Gegenwart des Vaters ſtattgefunden, und daß Helene ſich eine ſchriftliche Aeußerung an Dr. Haenle vorbehalten habe, unzweifelhaft in der Abſicht, ohne Zeugen ſich auszuſprechen und — der Himmel weiß es — welche frohe Botſchaft zu übermitteln.

Der Gedanke, daß die eigenen Freunde an dem Untergang Laſſalles bis zu einem gewiſſen Grade Schuld waren,*) iſt ihnen übrigens ſelbſt

*) Wir nehmen hier den Freund Holthoff aus, der die Situation von Haus aus mit ſicherem Blick überſchaut, zuerſt zur Flucht und dann zum ruhigen Ausharren ermahnt, und dann auch für die unerklärliche Haltung Helenes die richtige Formel gefunden hatte, wenn er ſagte „Ich zweifle zwar nicht daran, daß ihr der Brief an mich abgepreßt war. Sie hat aus Liſt oder der

aufgestiegen. Wenigstens schreibt einer derselben mit dankenswerther Offenheit: „So fatalistisch hatte das Schicksal seine Kreise um ihn gezogen, daß Alles, selbst die Liebe, der Eifer der Freunde, die Empörung über das ihm zugefügte Unrecht nachtheilig einwirken sollte.“

Helene, die sich übrigens den Selbstvorwurf der „schmachvollen Willensschwäche“, der „Feigheit“ und einer „durch nichts zu beschönigenden, nicht wegzuwischenden Schuld“ nicht erspart hat, schließt ihre Memoiren wie folgt: „Es ist mit voller Kenntniß der Sachlage, d. h. nachdem man genau weiß, wie sich die Dinge in unserem Hause, und wie sie sich in der Partei Lassalles gestalteten, und nachdem man den traurigen Ausgang der ganzen Sache kennt, leicht zu urtheilen und zu verurtheilen. — Es ist leicht, heute und überhaupt nach vollendeter That zu sagen: Ich hätte so — oder so gehandelt. — Aber man denke sich in eine unbefangene Seele hinein, die das entsetzlichste Ende nicht ahnte, nicht ahnen konnte, da sie von der andern Partei und den dort geschehenen Dingen wenig oder gar keine Kenntniß hatte — die trotz

---

Gewalt weichend geschrieben. Möglich ist es aber immerhin, daß sie sich in einen wahren Taumel der Kindesliebe hat hineinschrecken lassen.“

aller Muthloſigkeit doch immer noch hoffte — jedenfalls immer noch bis zuletzt auf den Alles mildernden Einfluß der Zeit und dadurch auf ein gutes Ende baute; — und wenn man Alles dies bedacht und noch die Erziehung und Charaktereigenthümlichkeiten bedacht hat — dann urtheile oder verurtheile man. Dann, denke ich, kann ich in meinem ſowohl, wie im Namen faſt aller in der unſeligen Angelegenheit handelnden Perſonen, mit einiger Zuverſicht wiederholen, was ich zu Anfang meiner Schrift meinte: que tout comprendre, c'est tout pardonner!"

Der Einzelne ſteht auf des Zufalls Pulvermine;
Auffliegend ſprengt ſie in die Lüfte ihn.
F. L.

Kehren wir — nachdem auch der vorſtehende Abſchnitt uns wiederum gelehrt hat, wie vorſichtig man bei der Beurtheilung von Familiendramen ſein ſoll, zu Laſſalle zurück. In einer an Wahnſinn grenzenden Stimmung hatte derſelbe in der brutalſten Weiſe Helenes Vater beleidigt. Als Rächer ſeiner Ehre und der ſeines Hauſes ſtellte ſich auf dem Plane der Mann mit „dem dunklen Teint und ſchwarzen Haar", der Wallache Janko von Racowitza. Die Beſtürzung und die Trauer der Freunde über die ſchreckliche Wendung der Dinge war grenzenlos, ihre Bemühungen, das Duell zu verhindern oder auch nur aufzuſchieben, ohne Erfolg; es wurde auf den Morgen des 28. Auguſt feſtgeſetzt.

In Laſſalle war am Vorabende die alte „eiſerne“ Ruhe wieder eingekehrt, er ſagte ſeinen Freunden, er ſei ganz ſicher am andern Morgen unverſehrt zum Frühſtück zurück. Die Stunden gingen träge dahin unter dem Hin- und Hergehen der Sekundanten, der Feſtſtellung der Modalitäten des Duells und der Beſchaffung des einzigen für geeignet befundenen Paares Piſtolen, das in Genf vorhanden war.

An dieſem Tage (27. Auguſt um 10 Uhr 20 Minuten Vormittags) gab Laſſalle noch folgendes Telegramm auf:

Rechtsanwalt Holthoff.

Berlin, Jägerſtraße 27.

Kompletteſte, unglaublichſte Indignität der Perſon bewieſen. Habe ſelbſt verzichtet. Siſtiren Sie alle weiteren Schritte.

Wenn Sie jemals die Geſchichte genau erfahren, ſtehen Ihnen Haare zu Berge. Meinen tiefgefühlten Dank an Gneiſt*) für ſein ritterliches Benehmen.

Ferdinand.

*) Wegen der Mitwirkung von Gneiſt ſiehe unter Seite 185.

Es ist charakteristisch, daß sich Lassalle in mehreren analogen Depeschen, die er am 26. August, also Tags vorher, an Freunde absandte, den ursprünglichen Ausdruck „absolute Verworfenheit“ in „Unwürdigkeit“ umänderte. Am 27. wird der Ausdruck bereits in „Indignität“ abgeschwächt.

Ueber den Verlauf des Duells — den geneigten Leser treibt gewiß das Mitgefühl, über den letzten Gang unseres Helden noch Näheres zu wissen — liegt ein Bericht des Obersten Rüstow, des Sekundanten Lassalles, vor, dem wir Nachstehendes entnehmen: „Um 5 Uhr weckte ich Lassalle, der sanft schlief. Zufällig sah er gleich die Pistole. Er ergriff sie, fiel mir um den Hals und sagte: ‚Da habe ich ja gerade, was für mich paßt.‘ . . . Nach $6^1/_2$ Uhr fuhren wir mit Hofstetten, den Lassalle für alle Fälle mitnehmen wollte, nach Carrouge, einer Vorstadt von Genf, ab. Hier sollten sich die Parteien um $7^1/_2$ Uhr treffen. Vor der Abfahrt hatte mir Lassalle sein Testament übergeben. Unterwegs hatte mich Lassalle wiederholt gebeten, ich möge doch machen, daß das Duell auf französischem Boden stattfinde, damit er doch in Genf bleiben könne. So sehr ich mich über seine Sicherheit freute, war mir das doch etwas zu arg. Ich bemerkte ihm, er müsse bedenken, daß er auf

der Menſur nicht allein ſtehe, und daß jede Kugel treffen könne; man dürfe einen Gegner nie verachten. Aber meine Worte machten keinen Eindruck. Vor 7 Uhr waren wir in Carrouge, und da die Gegenpartei noch nicht angekommen war, warteten wir: Laſſalle, der nicht die geringſte Aufregung verrieth, trank eine Taſſe Thee. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr kamen die Andern. Sie hatten den Dr. Seiler bei ſich, der einen paſſenden Ort kannte. Sie fuhren voraus und wir folgten. In der Nähe des Platzes, den Dr. Seiler im Auge hatte, ſtiegen wir aus, und gingen durch das Gebüſch, bis wir an Ort und Stelle waren.

Ich wurde durch das Loos dazu beſtimmt, für den erſten Schuß zu laden, und das Kommando zu geben. Die Parteien wurden nun auf die Menſur geſtellt, während ich lud. Man ermahnte mich von mehreren Seiten, ja recht accentuirt und laut zu kommandiren; dieſer Ermahnung bedurfte es natürlich nicht. Für jeden Schuß waren zwanzig Sekunden gegeben, welche von dem ladenden Sekundanten dadurch zu markiren waren, daß er beim Anfang eins, bei zehn Sekunden zwei, bei zwanzig Sekunden drei kommandirte. Ich beobachtete die Vorſicht, vorher noch Achtung! zu rufen. Ich gab das Kommando eins. Kaum fünf Sekunden nachher fiel der erſte

Schuß und zwar von Seiten des Herrn von Rackowitz. Unmittelbar nachher, es verging nicht eine Sekunde, antwortete Lassalle. Er schoß vorbei, er hatte den Tod schon im Leibe. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch hatte schießen können.

Nachdem er gefeuert, trat er unwillkürlich zwei Schritte links. Nun erst hörte ich — denn ich hatte auf die Uhr sehen müssen — wie Jemand (ich weiß nicht, war es General Bethlen oder Dr. Seiler) fragte: ‚Sind Sie verwundet?' Darauf antwortete Lassalle: ‚Ja.' Wir führten ihn nun sogleich auf eine Decke, wo man ihn niederlegte und den ersten Verband anlegte. Während die Gegenpartei sich entfernte, führten Dr. Seiler und ich Lassalle zu der Kutsche und halfen ihm hinein. Wir beide fuhren mit ihm, und unterstützten ihn unterwegs so gut es ging. Ich ließ den Kutscher die Wege einschlagen, wo es kein Pflaster gab. Nur 200 Schritte weit hatten wir über Steine zu fahren.

Lassalle war unterwegs sehr still; nur, als wir über das holprige Steinpflaster kamen, sprach er von dem Schmerze, den ihm die Wunde verursache, und fragte, ob wir nicht bald zu Hause seien." —

Mit dem hereinbrechenden Unglück befaßt ſich ein am 29. Auguſt 1864 aus Genf an den Rechtsanwalt Holthoff gerichteter, mit der Chiffer S. gezeichneter Brief, den wir hier einrücken wollen.

Lieber Herr Holthoff!

Laſſalle iſt geſtern morgen von dem Wallachen lebensgefährlich verwundet worden. Es iſt noch Hoffnung, aber wenn er durchkommt, wird es jedenfalls *Monate* dauern; ich ſetze Sie davon in Kenntniß, damit Sie rechtzeitig alle ihm nützlichen Schritte, Vertagung der Prozeſſe u. ſ. w. thun. Ihm ſelbſt kann für jetzt gar nichts mitgetheilt werden. Bitte alſo an mich zu adreſſiren: Genf, Hotel Victoria. Es wäre furchtbar, wenn er, der ſo vieles ſiegreich beſtanden, an dieſem erbärmlichen Liebeshandel untergehen ſollte. Sie werden ſtaunen über dieſe unglaubliche Geſchichte, denn *bekannt* wird die Sache in allen Details, das iſt man Laſſalle ſchuldig.

In großer Eile.

S.

Die Todten reiten ſchnell. — Zwei Tage ſpäter (31. Auguſt) war die Welt um einen großen Geiſt ärmer. Daß Helene ihn bis zu ſeinem letzten Athemzuge geliebt hat, ſollte er nicht mehr erfahren.

„Und Boeckh iſt jedenfalls Boeckh.“

Der geneigte Leſer wird ſich aus den oben mitgetheilten Briefen Laſſalles erinnern, welch' hohen Werth derſelbe darauf legte, daß Boeckh an den Vater Helenes ſchreibe, ihm die Augen über ihn öffne, und in dem verſchloſſenen Hauſe für ihn interveniren möchte. Laſſalle hatte nicht falſch gerechnet. Gab Boeckh, der Herausgeber der Staatshaushaltung der Athener, der Freund Humboldts, der berühmteſte Philologe ſeiner Zeit, ein ihm günſtiges Zeugniß ab, ſo durfte er mit gutem Grunde hoffen, auch von Helenes Vater nicht mehr als „Zigeuner“ angeſehen und behandelt zu werden. Laſſalle war gleichfalls ſicher, bei Boeckh keine Fehlbitte zu thun;*) er wußte ſich

*) Es iſt bekannt, daß Boeckh es liebte, in nicht akademiſchen Kreiſen, beſonders in künſtleriſchen zu verkehren, auch mit excentriſchen Naturen; man kann ſich denken, wie Laſſalle ihn anziehen mußte.

von ihm geliebt und geschätzt wie einen Mann, der „seinem Volke noch Dienste leisten könne und werde". „Er wird mich sicher nicht an dieser lächerlichen Geschichte zu Grunde gehen lassen, wie Pyrrhus, der, nachdem er alle Schlachten glücklich überstanden, von einem alten Weibe mit einem Dachziegel todtgeschlagen wird." . . . . „Boeckhs Intervention würde sehr wirksam sein, und mich vielleicht mit Einem Schlage retten." Auch für München wäre Lassalle ein Einführungsbrief von seinem berühmten Gönner hoch erwünscht gewesen. Nur mit innerem Widerstreben trug aber Lassalle diese seine Bitten Holthoff vor, da er — ein Beweis seines Zartgefühls — den Schmerz Boeckhs über den Verlust seiner Gattin nicht stören wollte. Aber treffend setzte er hinzu: „Ein Verlust, den man durch die Natur erleidet, schmerzt tief, aber bricht nicht einen großen Mann und macht ihn nicht unempfindlich für Anderer Schmerz. Dazu bedarf es — setzte er auf seine Verhältnisse anspielend hinzu — menschlicher Willkür und roher Gewalt."

Holthoff hatte auch hier der Bitte des Freundes entsprochen und Boeckh Lassalles oben*) bezeichnete Dokumente durch dessen Schwiegersohn, den

*) cfr. Seite 97.

Professor Dr. Gneist vorlegen lassen. Die Antwort, die derselbe darauf unterm 23. August erhielt, ist ächt Boeckhisch*), sie ehrt den liebenswürdigen Briefschreiber und seinen Weltmann nicht weniger, als den Helden unserer Geschichte.

Den von dem letzteren zugedachten Zweck hat das Schreiben allerdings nicht erfüllt. Selbst wenn es mit geflügelter Post nach Genf geeilt wäre, hätte es kaum vor dem 26. August in Ferdinands Händen sein können. Und was sollte es dann noch, da jetzt das Unglück bereits geschehen und sich die Situation mit einem Male so ernst gestaltet hatte. Boeckhs Stimme hat dem armen Liebenden nicht mehr helfen können; möge sie nun dem Zwecke dienen, ein Bild richtig zu stellen, das noch immer schwankt, „von der Parteien Haß und Gunst entstellt."

Hier der Wortlaut des zierlichen, im Anhang auch in Facsimile mitgetheilten Schreibens:

---

*) In freundlichen, zierlichen und sachlich immer Reiches bietenden Antworten auf Zusendungen und persönliche Bitten war Boeckh bekanntlich Meister.

B

Verehrter Herr!

Indem ich anliegend die von Gneiſt mir zugeſtellten Papiere Ihnen ganz ergebenſt wieder zuſende, fühle ich mich in einer ſchmerzlichen Verlegenheit. Es wird gewünſcht, ich möge mich in Beziehung auf eine Familienangelegenheit über Herrn Laſſalle ausſprechen, und zwar in einem Brief an Herrn von Dönniges. Die Einwirkung eines Fremden in Familienſachen hat unſtreitig etwas ſehr Bedenkliches, es möchte denn ſein, daß dieſer Fremde der Familie ſchon nahe ſtände. Das trifft nun in dem vorliegenden Falle nicht zu, und Herr von Dönniges würde, falls ich einen Schritt thue, der auch nur den Schein einer ſolchen Einmiſchung hätte, mich mit allem Recht

zurückweiſen können. Nichts hindert dagegen, daß ich gegen Sie mich über Herrn Laſſalle ausſpreche, und ich trage nicht Bedenken zu erklären, daß Sie von dieſem Briefe jeden Ihnen beliebenden Gebrauch machen können. Ich ſtehe mit Herrn Laſſalle ſeit vielen Jahren in Verbindung; ich bin in dieſe Verbindung noch mehr hineingezogen worden durch Alexander von Humboldt, der auf ihn ſehr viel hielt und ihn auch gegen Anfechtungen zu vertreten beſtrebt war. Ich halte Herrn Laſſalle für einen eminenten Geiſt von tiefen Einſichten in den verſchiedenſten Gebieten, von einer außerordentlichen Schärfe und Penetration des Urtheils und gleich großer Darſtellungsgabe. Was ſeine politiſche Thätigkeit betrifft, ſo bin ich überzeugt, daß er nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen handelt, ſich von Niemandem als Werkzeug gebrauchen läßt, ſondern mit völliger Unabhängkeit ſeinen Zweck verfolgt, keine Aufopferung ſcheut, jeder Gefahr trotzt; daß er eben geradeaus geht, und weder rechts noch links ſchaut, können ihm die zur Laſt legen, die auf Klugheitsrückſichten halten. Er hat viele liebenswürdige Eigenſchaften und ich bekenne, daß ich mich durch die Lebhaftigkeit und das Geiſtvolle ſeiner Unterhaltung ſtets von ihm angezogen gefühlt habe.

Mögen Ihnen dieſe Bemerkungen genügen, und mögen ſie auch Herrn Laſſalle genügen, der freilich von meiner Anſicht über ihn und meiner Stimmung gegen ihn hinlänglich unterrichtet iſt; was ich hier von ihm geſagt habe, das habe ich auch ihm ſelber ſchriftlich und mündlich ſchon geſagt.

Genehmigen Sie, verehrter Herr, die Verſicherung meiner vorzüglichen Hochachtung und Ergebenheit.

Berlin, den 23. Auguſt 1864.

A. Boeckh.

Zu Breslau ein Kirchhof,
Ein Todter im Grab;
Dort schlummert der Eine,
Der Schwerter uns gab.

Arbeiterlied.

Der „herrliche Aar“ hatte die Flügel gesenkt. — In der Vaterstadt bestatteten sie ihn. Die Arbeiter weinten wie um den Tod eines Propheten. Mit Blumen und feurigen Bändern kann man sie noch heute wallen sehen nach einem schlichten Stein, darauf die Worte:

Hier ruhet, was sterblich war von
Ferdinand Lassalle,
dem Denker und Kämpfer.

alles in Aufruhr. Helene, die einige
Stunden vor mir angekommen war, hatte
alles mitgetheilt — u. des Vaters Empö-
rung war grenzenlos. Er brachte auch
die Mutter, die schon nachgab, wieder
hiervon zurück. Von dem (indignen)
Benehmen gegen mich — den Vater habe
ich noch gar nicht gesehen; er schickte mir
nur 2 Verwandte mit lächerlichen
Drohungen; ~~[illegible]~~ die Mutter sprach
ich einige Momente an einem 3ten
Ort, wo sie war — will ich gar nicht
reden. Aber das Benehmen gegen
Helene ist empörend! Sie ist einige —
schlossen, niemand, keine Freundin
wird zu ihr ins Zimmer gelassen

Theurer Freund!

Warum habe ich Ihnen nicht gefolgt u. Helenen entführt, ohne daß zuvor irgend eine Kunde von meiner Anwesenheit zu den Aeltern gedrungen war! Es wäre mir das in Bern so kinderleicht gewesen! Aber Helene Bat, zuerst alle Wege der Güte u. Loyalität zu versuchen, ehe man zu den äußersten Mitteln griffe. Meiner eigenen schwachen Seite, der Loyalität, entsprach das auch u. so gab ich nach! Jetzt habe ich die Belohnung! Gestern Abend hier angekommen fand ich schon

alles in Aufruhr. Helene, die einige
Stunden vor mir angekommen war, hatte
alles mitgetheilt — u. des Vaters Empö-
rung war grenzenlos. Er brachte auch
die Mutter, die schon nachgab, wieder
hiervon zurück. Von dem (indignen)
Benehmen gegen mich — den Vater habe
ich noch gar nicht gesehen; er schickte mir
nur 2 Verwandte mit lächerlichen
Drohungen; ~~[illegible]~~ die Mutter sprach
ich einige Momente an einem 3ten
Ort, wo sie war — will ich gar nicht
reden. Aber das Benehmen gegen
Helene ist empörend! Sie ist einige —
schlossen, niemand, keine Freundin
wird zu ihr ins Zimmer gelassen

2 2

Wie für mich, für Helene kommen?
Telegraphische Antwort im Falle der
Annahme unserer Bitte!

In einem halb sinnlosen Zustand

Ihr
Hesseller

Genf 4 Aug.

Pension Bovet, aux Pâquis, rue aux
Pâquis n° 27.

B

Verehrter Herr,

Indem ich anliegend die von Greiff mir zugestellten Papiere Ihnen
ganz ergebenst wieder zusende, fühle ich mich in einer schmerzlichen
Verlegenheit. Es wird gewünscht, ich möge mich in Beziehung auf eine
Familienangelegenheit über Hrn. Lassalle aussprechen, und zwar
in einem Brief an Hrn. v. Dönniges. Die Einwirkung eines Fremden
in Familiensachen hat unstreitig etwas sehr bedenkliches,
es müßte denn seyn, daß dieser Fremde der Familie sehr nahe
stände; dies trifft nun in dem vorliegenden Falle nicht zu, und
Hr. v. Dönniges würde, falls ich einen Schritt thäte, der auch nur
den Schein einer solchen Einmischung hätte, mich mit allem Recht
zurückweisen können. Nichts hindert dagegen, daß ich gegen Sie
mich über Hrn. Lassalle ausspreche, und ich trage nicht Bedenken

zu erklären, daß Sie von diesem Briefe jeden Ihnen beliebenden
Gebrauch machen können. Ich stehe mit Hrn Lassalle seit vielen
Jahren in Verbindung; ich bin in diese Verbindung noch mehr hin-
eingezogen worden durch Alexander v. Humboldt, der auf ihn
sehr viel hielt und ihn auch gegen Anfechtungen zu vertreten
bestrebt war. Ich halte Hrn. Lassalle für einen eminenten
Geist, von tiefen Einsichten in den verschiedensten Gebieten, von
einer außerordentlichen Schärfe und Penetration des Urtheils
und gleich großer Darstellungsgabe. Was seine politische Thätig-
keit betrifft, so bin ich überzeugt, daß er nach bestem Wissen und
Gewissen handelt, sich von Niemanden als Werkzeug gebrauchen
läßt, sondern mit völliger Unabhängigkeit seinen Zweck ver-
folgt, keine Aufopferung scheut, jeder Gefahr trotzt; daß er eben
gerade aus geht und weder rechts noch links schaut, können ihm
die zur Last legen, die auf Klugheitsrücksichten halten. Er hat

viele liebenswürdige Eigenschaften, und ich bekenne, daß ich
mich durch die Lebhaftigkeit und das Geistvolle seiner Un-
terhaltung stets von ihm angezogen gefühlt habe.

Mögen Ihnen diese Bemerkungen genügen, und mögen
Sie auch Hrn. Lassalle genügen, der freilich von meiner
Ansicht über ihn und meiner Stimmung gegen ihn hinläng-
lich unterrichtet ist; was ich hier von ihm gesagt habe, das
habe ich auch ihm selber schriftlich und mündlich schon ge-
sagt.

Genehmigen Sie, verehrter Herr, die Versicherung meiner
vorzüglichen Hochachtung und Ergebenheit.

Berlin d. 23. August 1864.

A. Böckh.

Herrn A. Der Kriegsch

Stanford University Libraries
3 6105 009 642 286